

Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeindearchiv Weimar
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 53/2017

Herausgeber:
Gemeinde Weimar (Lahn)

Redaktion: Michael Endter

Inhalt

Nachruf auf Hans Schneider (1935-2017) von Michael Endter und Otto Diefenbach	1
Beerdigungen in früheren Zeiten von Hans Schneider	2
Die Dammeiche in Roth von Otto Weimar	7
Die Kirche zu Allna von Günther Klein	8
Geschichte des Feuerlöschwesens von Otto Weimar	9
Das Wetter bei uns im Lahntal von Otto Weimar	12
Die Hessische Senke von Günther Klein	20
Unsere Dörfer im Wandel der Zeit (1) von Hans Schneider	24
Kleine Mitteilungen	
Ehescheidungen in der frühen Neuzeit (S. Becker)	10
„Klepper“ (S. Becker)	10
Riegelbalken an Kirchentüren (S. Becker)	15
Bauerngartenblumen (1) (S. Becker)	16
Scherbenfunde von der Wüstung Bracht (S. Becker)	20
Bücherschau	
Kulturdenkmäler in Hessen: Landkreis Marburg-Biedenkopf II	19

Hans Schneider (1935-2017)



Der Geschichtsverein hat im Mai 2017 traurig Abschied genommen von seinem langjährigen Schriftführer Hans Schneider. Er verstarb am 1. Mai, einen Tag nach seinem 82. Geburtstag.

Nach Schule und Berufsausbildung arbeitete er als selbständiger Stellmachermeister. Er bemerkte früh, dass durch die Mechanisierung der Landwirtschaft seinem Beruf die wirtschaftliche Grundlage entzogen wurde und fand eine Anstellung als Gemeinderechner. Dieses Amt übernahm er 1963 direkt von seinem Vater, Konrad Schneider, der 'Dienstszitz' befand sich unter Bgm. Gerlach im eigenen Haus. Ca. 1970 ist er dann unter Bgm. Krantz ins Gemeindeamt 'umgezogen', dort wurde er Leiter der Finanzabteilung der neu entstandenen Großgemeinde Weimar.

Er trat in den 1998 gegründeten Geschichtsverein ein, wurde dessen Schriftführer und war bald die 'gute Seele' des Vereins. Zeit seines Lebens hat er die Menschen und Geschehnisse in seinem Dorf beobachtet und sich auch von älteren Mitbewohnern sehr viel aus

früheren Jahren berichten lassen. In der „Heimatwelt“ und in anderen Veröffentlichungen über Geschichte und Werdegang Weimars hat er zahlreiche Artikel beigesteuert. So sind auch kleine, scheinbar unbedeutende Alltagsereignisse der Nachwelt überliefert.

Die von Heinrich Ehlich begonnene Sammlung alter und neuer Fotografien, auch solche von Altbürgermeister Karl Krantz, führte er fort und ordnete sie in einem besonderen Bildarchiv. Die nach der Gemeindegebietsreform (1974) von Herbert Kosog und Heinrich Ehlich zusammengeführten Akten der einzelnen Ortsteile wurden von diesen zum Gemeindearchiv in Wenkbach ausgebaut (das ‚Herbert-Kosog-Archiv‘). Von 2010 bis zu seinem Tode hat er den Bestand gepflegt. Hans Schneider hat Zeitzeugen, die an politisch verantwortlicher Stelle an der Gemeinde-Gebietsreform mit gearbeitet haben, befragt und deren Erinnerung in einem Büchlein veröffentlicht.

Mit 80 Jahren gab er in den zahlreichen Vereinen, in denen er Mitglied war, seine Funktionen ab, als hätte er geahnt, dass seine Kraft nicht mehr lange reichen wird. So auch im Geschichtsverein. Bis zum Schluss war er ein unermüdlicher Artikelschreiber. Wie ein Vermächtnis mutet dabei an, dass er wenige Tage vor seinem Tod den Beitrag „Beerdigungen in früheren Zeiten“ fertigstellte. Die bemerkenswerte Ausarbeitung ‚Unsere Dörfer im Wandel der Zeit‘ werden wir in dieser und der folgenden *Heimatwelt* vorstellen.

Hans Schneider war ehrenamtlich im Ruhestand für den Geschichtsverein (und die Gemeinde) tätig. Den Wert seiner Arbeit werden erst spätere Generationen würdigen können.

Michael Endter

Otto Diefenbach

Beerdigungen in früheren Zeiten

von Hans Schneider

Das Leben eines Menschen beginnt mit der Geburt und endet mit seinem Tod. Das betrifft die Tier- und die Pflanzenwelt gleichermaßen. Wenn eine Person in einer Familie gestorben ist, sind alle Angehörigen besorgt, und seine Beerdigung wird vorbereitet. In früheren Zeiten und zum Teil heute noch sprangen die Nachbarn ein und erledigten die Formalitäten, die eben zu treffen sind. Sie versorgten das Vieh in den Ställen und sorgten auch dafür, dass genügend Futter vorhanden war. Die Angehörigen des Verstorbenen sollten nach Möglichkeit vom Stress, der durch den Todesfall entstanden ist, befreit sein. Nachbarn informierten den Pfarrer, den Bestatter, also den Schreiner, der den Sarg herstellte und der auch die Einbettung des Verstorbenen vornahm. Die Verwandten erhielten durch einen Kurier Nachricht vom Tod des Angehörigen und dessen Todesursache. Gerade für die Verwandtschaft, die „über Land“ wohnte, also in einem Nachbardorf oder auch in einem noch weiteren, fernerem Ort beheimatet war, waren die Mitteilungen wichtig. Man kannte das Telefon noch nicht, und einen Brief mit der Post zu versenden, hätte zu lange gedauert. Also musste ein Kurier einspringen, dem man vorerst alles über den Tod und dessen Ursachen erzählen musste. Der Kurier hatte diese Informationen an die Angehörigen zu überbringen. Für den Kurier waren das mitunter Tagesmärsche, früher zu Fuß oder mit dem Pferd, später mit dem Fahrrad oder Motorrad, dann ging es schneller. Es war Sitte, dem „Ansprechenden“, der mitunter einen langen Tag für seine Tätigkeit brauchte, eine Vesper anzubieten.

Als heute Zweiundachtzigjähriger habe ich Beerdigungen in früheren Zeiten noch selbst erlebt und bin auch als Kurier zum „Ansprechen“ der Verwandtschaft des Verstorbenen, die „über Land“ wohnte, tätig gewesen.

Wenn ein Todesfall in einer Familie eintrat, wurde er eingesargt und in einem kühlen Raum im Haus, im Keller oder einem Nebengebäude aufgebahrt. Dabei sind mir folgende Sitten und Gebräuche noch in Erinnerung: Zu der Zeit, in der die Leiche im Hause lag, wurden nur die nötigsten Arbeiten verrichtet. Kein Vieh durfte in der Zeit aus dem Stall geführt werden. Die Wanduhr wurde angehalten, bis der Verstorbene aus dem Haus getragen war.

Das Sterben wurde erleichtert, wenn man dem Sterbenden das Kopfkissen wegnahm (merkwürdige Sitte). Die Leiche musste zuerst mit den Füßen voran aus dem Haus getragen werden, damit sie nicht in ihre Wohnung zurück blicken konnte. Und da gab es noch viele Bräuche, die mir weniger in Erinnerung geblieben sind. Auch unser verstorbener Chronist Herbert Kosog hat in der Heimatwelt Nr.26, im Jahr 1989, von solchen Sitten und Gebräuchen geschrieben. Er nahm auch auf die Böth'sche Chronik Niederwalgern Bezug, die ab 1914 geführt wurde.

In alten Zeiten, noch bis in die 1930er, ja 1950er Jahre, begann eine Beerdigung vom Haus des Verstorbenen aus. Es war und ist heute noch üblich, dass eine Beerdigung für 14 Uhr angesetzt wird. Die Trauergemeinde hatte sich vor dem Haus des Verstorbenen versammelt. Der Pfarrer sprach ein Aussegnungsgebet, und dann setzte sich der Leichenzug in Richtung Friedhof in Bewegung. Auf dem Weg zum Friedhof läuteten die Glocken. Anfang und Ende des Glockenläutens musste abgestimmt werden. Dafür standen an den Straßenkreuzungen bis hin zur Kirche Personen, die das Zeichen zum Anfang und Ende des Läutens zu gaben. Heute hätte man dazu das Handy. Der Sarg wurde von vier oder sechs Personen getragen. Unterwegs musste der Trauerzug anhalten, um den Sargträgern einen Moment Zeit zum Ausruhen zu geben. Der Sarg wurde in dieser Zeit auf zwei Böckchen abgestellt, die von einem oder zwei größeren Schuljungen mitgetragen wurden. Hinter dem Sarg gingen zuerst die männlichen Angehörigen in einer Reihe hintereinander her. Es folgten weitere männliche Trauergäste. Alle trugen eine Kopfbedeckung (Hut oder Zylinder). Dann erst kamen die weiblichen Angehörigen, die ebenso in einer Reihe hintereinander her gingen. Weitere Frauen und Trauergäste folgten. Dabei trugen die Trachtenfrauen das sogenannte Trauermäntelchen. Dieses wurde über den Kopf gestülpt, bedeckte Kopf und Nacken und reichte bis zur Schulter.

Das Gesangbuch trug man zusammen mit dem Salpeth (Tüchlein) in der Hand und bezeugte damit seine Trauer. Ich habe mir sagen lassen, dass in noch weit früheren Zeiten die Schüler der oberen Klasse mit Gesang den

Leichenzug zum Friedhof begleiteten. Aus meinen Kinderzeiten habe ich einen solchen

Leichenzug in unserem Dorf noch in Erinnerung.



Das Bild wurde im Jahr 1935 in Fronhausen aufgenommen und zeigt einen Leichenzug, wie ich ihn zuvor beschrieben habe. Erst gehen die Männer, und dann folgen die Frauen alle im Gänsemarsch. Zu sehen sind die Frauen mit ihren Trauermäntelchen. In Gemeindefachiv Weimar ist eine solche Aufnahme nicht vorhanden. Dieses hier gezeigte Bild befindet sich im Bildarchiv Foto Marburg.

In den 1940er Jahren änderte sich einiges bei Beerdigungen. Der Sarg wurde nicht mehr getragen, sondern auf einem gummibereiften Wagen, gezogen von einem schwarzen Pferd, zum Friedhof befördert. Die Trauergemeinde ging nicht mehr im Gänsemarsch hinter dem Sarg her, sondern die nächsten Angehörigen waren zusammen, und erst dann gingen die weiteren Trauergäste. Auch die Kopfbedeckung der Männer und das Tragen des Trauermäntelchens bei den Frauen verschwanden allmählich. Trachtenträgerinnen gab es immer weniger. Junge Menschen gingen dazu über, städtische Kleider zu tragen. Es hat sich auch der Trend in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt, dass zunehmend Urnengräber bei den Bestattungen gewählt werden.

Wenn der Leichenzug auf dem Friedhof angekommen war, versammelten sich Angehörige und Trauergäste um den Sarg bei der offenen Gruft. Nachdem der Pfarrer die einsegnenden Worte gesprochen hatte, sang die Trauergemeinde den ersten Vers des Liedes: „Begrab den Leib in seine Gruft...“. War der Verstorbene Mitglied in einem Verein, so

nahmen auch die Vereinsmitglieder mit ihrer Vereinsfahne an der Beerdigung teil. War der Verstorbene Mitglied im Gesangverein, wurde seiner mit zwei Liedvorträgen gedacht. Noch zu erwähnen wäre, dass die Polizei den Leichenzug von der Kirche entlang der Hauptstraße zum Friedhof begleitete. Das zunehmend höhere Verkehrsaufkommen machte dies nötig. Die OP berichtete ausführlich am 14.12.1979 darüber.

Nach Abschluss der Trauerhandlung auf dem Friedhof begab sich die Trauergemeinde in die Kirche. Der Pfarrer ging in seiner Predigt auf den Lebenslauf des Verstorbenen ein. Das geschieht heute noch genauso. Nach dem Abschlussgebet wurden die beiden weiteren Strophen des Liedes „Begrab den Leib in seine Gruft“ gesungen.

Nun begab sich der größte Teil der Trauergemeinde in das Haus des Verstorbenen, um den „Leichenschmaus“ einzunehmen, d. h. Kaffee und Kuchen zu verzehren. Ich habe auch Orte gekannt, an denen den Trauergästen feste Speisen wie Wurst und Brot sowie alkoholische Getränke gereicht wurden. Manch

einer hat sich dabei übernommen und vielleicht die Trauer vergessen. Ob solche Bräuche in

Dörfern noch üblich sind, ist mir weniger bekannt.



Die Nachbarn halfen, wenn ein Todesfall eintrat. Zwei Nachbarsfrauen (links meine Großmutter) trugen die im Backhaus gebackenen Kuchen auf dem Kopf zum Trauerhaus. Das Kaffeetrinken geschah in diesen Zeiten im Haus des Verstobenen. Dazu mussten oft mehrere Zimmer ausgeräumt werden. Bürgerhäuser wie heute waren noch fremd. Die Aufnahme entstand um die 1925er Jahre in der heutigen Herborner Straße. Interessant ist auch zu sehen, wie die Abwässer der angrenzenden Grundstücke abgeleitet wurden. Es gab noch keine Bürgersteige.

Die Gemeinde Niederweimar ließ im Jahr 1950 einen Leichenwagen von dem Betrieb herstellen, in dem ich meine Lehrzeit absolvierte. Ich half also mit, den Wagen zu bauen. Dieser Leichenwagen ersetzt nun den von mir genannten gummibereiteten Wagen eines hiesigen Landwirts. Ein Landwirt besaß einen Rappen, der zu jeder Beerdigung eingespannt wurde. Nach ca. 15 Jahren wurde der Wagen durch Fahrzeuge der Bestatter entbehrlich. Die zuvor genannten Sitten und Gebräuche sind inzwischen beinahe alle aus der Mode gekommen. Im Jahr 1936 ließ die Gemeinde Niederweimar eine Friedhofshalle bauen. Die erste Belegung

durch Verstorbene erfolgte etwa 15 Jahre nach Ende des Krieges. Bis dahin hielten die Angehörigen an dem Brauch fest, die Leiche so lange zu Hause zu belassen, bis die Beerdigung begann. Eine Ausnahme waren die Toten, die bei den unseligen Fliegerangriffen am 6. Oktober und am 11. November 1944 auf dem Feld bei der Kartoffelernte und am Bahnhof ums Leben kamen. Diese brachte man in die Leichenhalle.

Eine besondere Belegung der Friedhofshalle erfolgte durch die amerikanische Besatzungsarmee im Sommer 1945, nachdem diese ihre gefallenen Soldaten im Kreisgebiet auf-

sammelte und sie, in weiße Säcke gepackt, in die Friedhofshalle Niederweimar brachte. Hier wurden die Toten zum Weitertransport umgebettet, um sie in ihre Heimat oder auf einen mir nicht bekannten Sammelfriedhof zu bringen. Diese Verladungen dauerten einige Tage. Mehrere Fahrzeuge waren an der Aktion beteiligt. Ich erinnere mich: Es waren große LKWs mit dieser unangenehm riechenden „Fracht“. Sie hielten vor unserem Wohnhaus in der Herborner Straße an und warteten, bis sie an die Reihe zum Umladen kamen. Es war Sommer und den Geruch, der von den Fahrzeugen ausging, kann man sich vorstellen. Flüssigkeiten liefen aus den Fahrzeugen heraus. Meine Eltern und weitere Nachbarn reinigten abends wieder die Straße. Das sind bleibende Erinnerungen.

Mit der Errichtung des neuen Ev. Gemeindezentrums im Herbst 1974 änderten sich auch die Rituale bei einer Beerdigung. Der Leichnam wird nicht mehr zu Hause aufgebahrt, sondern in die neben der Kirche stehende Friedhofshalle gebracht. Vor der Beerdigung schiebt man den Sarg vor das Glasfenster der

Kirche oder in die Kirche. Die Trauergemeinde hat so den Sarg vor Augen und würdigt den Toten in Gedanken. Nach Beendigung der religiösen Handlung im Gotteshaus geht der Pfarrer voran. Es folgen die Träger mit dem Sarg. Nun kommen die nächsten Angehörigen. Es folgt die gesamte Trauergemeinde in Richtung Friedhof und zur Gruft. Nach dem Segen durch den Pfarrer nehmen die Angehörigen und die ganze Trauergemeinde Abschied von dem Verstorbenen am Grab. Es ist eine alte Sitte, dass die Trauergäste nach Abschluss der göttlichen Segnung zum Kaffeetrinken in den Gemeindesaal eingeladen werden.

Das Mitglied im Geschichtsverein Weimar, Frau Christel Meißner aus Oberweimar, berichtete mir von einer Beerdigung im Jahr 1952 und stellte dazu auch Bilder zur Verfügung. Sitten und Gebräuche bei Beerdigungen in Oberweimar ähneln denen von Niederweimar. Das folgende Bild zeigt den Leichenzug von Johannes Junk. Das Meer der Blumenpracht lässt die große Anteilnahme der Bevölkerung und die Beliebtheit des Toten erkennen.



Trauerzug Johannes Junk

Vor dem Trauerhaus (Lorenze Hof)



Eine Beerdigung in Oberweimar im Jahr 1952. Zu sehen ist die Beerdigung von Johannes Junk (Lorenze) Oberweimar, der infolge seiner Kriegsleiden (Spätheimkehrer 1949) im Jahr 1952 gestorben ist. Auch die Schulklasse links begleitet die Trauerfeier mit Liedbeiträgen.



Beerdigung von Johannes Junk 1952

Der Sarg wird in die Gruft geleitet und die Trauergemeinde singt dabei ein Lied.

Die Dammeiche in Roth

von Otto Weimar

Diesen Bericht habe ich so wiedergegeben, wie er mir von älteren „Reethchern“ oft erzählt wurde. Die „Dammeiche“- früher „Hitlereiche“- steht in Roth/Lahntalstraße in Richtung Wenkbach. 1934 wurde die erste Eiche 2 bis 3 m links neben der jetzigen Eiche gepflanzt. Dies geschah unter großer Beteiligung der Bevölkerung, vieler Nazigrößen aus Roth und den umliegenden Dörfern. Die SA Männer aus Roth waren stolz, eine der ersten „Hitlereichen“ im Kreis zu haben. Nach salbungsvollen Reden und einem Lied der Schulkinder („Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen...“), das vorher eingeübt wurde, konnte die Eiche gepflanzt werden. Sie wuchs jedoch nicht an. Weil dies den Verantwortlichen unangenehm war, wurde ein Jahr später eine neue auf dem jetzigen Platz unter geringerer öffentlicher Beteiligung gepflanzt. Die Begründung

für diesen Standplatz war jetzt, dass, wer die Dorfstraße hoch kommt, genau auf die Eiche schauen solle. Beide Eichen wurden aus dem Interessentenwald Roth – Wenkbach – Argenstein gespendet. Um die Eiche wurde ein Zaun in der Form eines Vierecks angelegt, der vom Stellmacher Grün errichtet wurde. Später brachte Schreiner Leinweber Bänke vor dem Zaun an. Für alle Bürger aus Roth war es auch nach dem 2. Weltkrieg ein schöner Sitzplatz. Im Laufe der Jahre verfielen Zaun und Bänke immer mehr oder wurden sogar demoliert, so dass sie ganz beseitigt werden mussten.

Nach 1945 hat der Ortsdiener im Dorf mit der „Schelle“ bei Bekanntmachungen verkündet, dass die „Hitlereiche“ jetzt „Dammeiche“ heißen solle. Heute ist die Eiche ein großer stolzer Baum.



Mitte der 1930er Jahre: Burschen aus Roth vor der Dammeiche, v. l.: Johannes Sauer, Ludwig Runzheimer, Hans Junk

Die Kirche zu Allna – ein Beispiel für den heimischen Kirchenbau

von Günther Klein

Die althergebrachte Bauweise bei unseren Bauernhäusern und auch unseren Kirchen ist der Fachwerkbau, der unseren Dörfern ihr so schmuckes Aussehen verleiht. Bei den Kirchen überwiegen solche, aus dem 16. bis 18. Jahrhundert.

Das Material, Holzwerk und Putzflächen, bot der bäuerlichen Zierfreude ein reiches Betätigungsfeld. Die ornamentale Gestaltung der Balkenköpfe, Füllhölzer, Eckpfosten, Türfüllungen und Fensterbrüstungen sowie der charakteristische Kratzputz sind hier ein sehenswertes Beispiel.

Solche Fachwerkkirchen findet man noch im Allnatal, Runzhausen, Frohnhausen bei Gladenbach und in unserem Ortsteil Allna. Sie alle stammen aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Bereits aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts wird in den Pfarreiakten berichtet, dass die alte Allnaer Kirche so baufällig sei, dass sie für den Gottesdienst nicht mehr benutzt werden könne. Im Jahre 1756 stürzte sie dann völlig ein. Über das Alter dieser ersten Allnaer Kirche ist zwar nichts bekannt, doch dürfte sie sehr alt gewesen sein, da der Ort bereits 807 in einer Urkunde des Klosters Lorch durch die „Allanaher marca“ erwähnt wurde.

Ein ganzes Vierteljahrhundert hindurch fand nach dem Einsturz der alten Kirche in der Gemeinde Allna kein Gottesdienst mehr statt. Die Bewohner von Allna besuchten in dieser Zeit die Mutterkirche in Oberweimar.

Um diesen Mißstand zu beenden, baten die Allnaer Bürger den damaligen Pfarrer Usener aus Oberweimar einen Kirchenneubau in Allna zu fördern. Die zu jener Zeit 25 Allnaer Haushaltungen waren sich aber bewusst, dass damit eine schwere Bürde zu stemmen sei.

Die 21 Gemeindsmänner und vier Beisitzer baten darum, „eine Kirche mit lauter Holz zu bauen, deren Mauerwerk drei Fuß über der Erden stehen, die Länge 36 und die Breyde 24 Fuß betragen“ solle.

Die Verhandlungen mit den Bauträgern gestalteten sich schwierig, da man sich nicht

über die Kosten einigen konnte. Da gewann Pfarrer Usener als Baumeister Johann Georg Blöcher aus Achenbach (Breidenbacher Grund), der die Runzhäuser Kirche (1781) baute und wohl auch der Erbauer der Frohnhäuser (b. Gladenbach) Kapelle war. Alle diese Kirchen waren rechteckige Fachwerkbauten mit einem auf einem Zeltdach sitzenden quadratischen Dachreiter, und in Allna wurde daher ebenso verfahren.

Der Bau wurde ganz aus Eichenfachwerk ausgeführt und erhielt an der Westseite ein Holzportal mit guter Schnitzerei in der Ornamentik, wie sie damals auch in anderen Bauwerken des Hinterlandes und des benachbarten Marburger Gebietes auftrat.

Im Frühjahr 1782 wurde mit dem Bau begonnen und am 7. Mai 1782 war Richtfest. Die Kirchenweihe erfolgte am 20. Nov. 1782.

Die Gesamtkosten des Gotteshauses beliefen sich auf 630 Gulden. Über dem Portal sind alle Baudaten und Namen der am Bau beteiligten Personen verewigt. Im Jahre 1788 erhielt das Bauwerk noch ein Uhrwerk von Johann Heinrich aus Reimershausen.

Das Glöckneramt wird seit 1814 von der alteingesessenen Allnaer Familie Weiershäuser versehen (Quelle: Hessenland 1953).

Anmerkung der Redaktion: Die Baugegeschichte der Kapelle in Allna ist inzwischen gründlich aufgearbeitet worden; vgl. die Beiträge von Gerald Bamberger: Planung und Bau einer Dorfkirche in Hessen-Kassel. Dargestellt am Beispiel von Allna (1780-1785). In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 111, 2007, S. 161-202, sowie eine gekürzte Fassung in der Allnaer Ortschronik: Gerald Bamberger: Die Kapelle von Allna. In: Die Zeit in Allna 807-2010. Beiträge zur Ortsgeschichte. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 2) Weimar/Lahn 2010, S. 23-84.

Geschichte des Feuerlöschwesens

von Otto Weimar

In den hessischen Städten wurden im 17. Jahrhundert die ersten Bestimmungen zum Feuerlöschwesen erlassen. Die vorwiegend mit Stroh gedeckten Dächer gerieten oft in Brand, mit teils verheerenden Folgen. Das führte dazu, dass bereits 1852 Strohdächer verboten wurden. Die Nachtwächter in der Region hatten besondere Vorschriften für die nächtliche Überwachung, um schnell die Bevölkerung zu alarmieren. Zur Feuerbekämpfung wurden nun Feuerspritzen, soweit man sie erwerben konnte, oder andere Feuergeräte in den Dörfern angeschafft. Das Problem war allerdings das Löschwasser, das nicht immer ausreichend vorhanden war.

Im „Schenkisch Eigen“, für die drei Dörfer Roth-Wenkbach-Argenstein, befand sich nach einer Katasteraufzeichnung von 1773 ein Spritzenhaus mit Geräten in Roth. Das Leiternhaus war am Backhaus angebaut, dort wurden die Feuerleitern und Feuerhaken aufbewahrt. In einer „speziellen Beschreibung der Dorfschaft Roth“ heißt es, dass in schenkischen Diensten „2 Feuer- oder Spritzenaufseher, davon einer zu Wenkbach in Dienst“ standen. Im Hinblick auf die damals vorhandene Feuerspritze wurde 1832 vom kurfürstlichen Kreisamt Marburg festgestellt, dass sie nur noch zum Einsmelzen taugte. Nach einem Vertrag zwischen den Gemeinden Roth-Wenkbach-Argenstein und dem damaligen Spritzenmeister vom Kreisamt, van Moll aus Mardorf, lieferte dieser 1833 eine neue fahrbare Spritze für 500 Reichsthaler (Rthlr.). Die alte Spritze übernahm er für 50 Rthlr.

Vom Kreisamt wurde damals vorgeschrieben, die Mannschaften aufzuteilen in Rettungsmannschaft, Löschmannschaft, Spritzenmannschaft, Brandwache und einen Feuerreiter. Letzterer hatte für die schleunige Bereitstellung der Spritze am Brandort zu sorgen. Er könnte heute der Gemeindebrandsinspektor sein. Die damaligen Wege zwischen den Dörfern ließen es nicht zu, dass die Spritze schnell an den Brandort gefahren werden konnte.

In einem Statut (Satzung) der Gemeinde Wenkbach von 1904 wurde der Feuerlöschdienst im Spritzenverband Roth-

Wenkbach neu geregelt. Argenstein war ausgeschieden, es besaß nun eine zweirädrige Spritze.

Das Statut legte fest: „Zum Feuerlöschdienst haben die Gemeinden Roth und Wenkbach die erforderlichen Mannschaften nach dem Verhältnis des Hand- und Spanndienstes nach der Einwohnerzahl der beiden Orte zu stellen“. Auch die Aufteilung der Kosten wurde festgelegt.

Erst die im Dezember 1906 vom Kreisausschuss Marburg erlassene Ordnung regelt das Feuerlöschwesen für die Landgemeinden in allen wichtigen Punkten.

Dienstpflichtig waren danach alle männlichen Einwohner der Gemeinden vom vollendeten 18. bis zum 50. Lebensjahr (Eidam, Heinrich: Wenkbach. Geschichte und Geschichten 1302 – 2002. Wenkbach 2002).

Die Freiwillige Feuerwehr Roth (FFW Roth) wurde am 5. Februar 1934 gegründet. Vorher gab es eine Pflichtfeuerwehr. Die Ausrüstung bestand damals in einem Schlauchwagen und einer fahrbaren Handdruckspritze Baujahr 1928, die heute noch vorhanden ist. Die erste Motorspritze vom Typ „Flader“ wurde 1936 von der Gemeinde gekauft. Am 10. Mai 1966 erhielt die FFW Roth einen Tragkraftspritzenanhänger (TSA), ausgerüstet mit einer Motorpumpe TS 8. 1974 wurde die FFW Roth mit einem Tragkraftspritzenfahrzeug (TSF) ausgerüstet und 1996 wurde von der Gemeinde Weimar ein wasserführendes Fahrzeug (TSF-F) angeschafft (700 Jahre Roth. Dorfgeschichte in Texten und Bilder 1302-2002.).

Die heutigen Feuerwehren sind mit modernster Technik ausgerüstet. Sie sollen retten, löschen, bergen, schützen, und das 365 Tage im Jahr, rund um die Uhr.

Die Feuerwehrfrauen und -männer werden mit der heutigen Technik gut ausgebildet. Ein Problem, das viele Wehren haben, ist der Mangel an Nachwuchs. So können wir nur hoffen, dass sich auch in Zukunft genügend junge Frauen und Männer für den freiwilligen Feuerwehrdienst ausbilden lassen.

Kleine Mitteilungen

Ehescheidungen in der frühen Neuzeit. Was heute schon fast zum Alltag der Gerichte gehört, war in der frühen Neuzeit überaus selten, aber doch möglich: eine Ehe, die ja auf Lebenszeit geschlossen sein sollte, zu trennen. Die Formel „bis der Tod Euch scheidet“ zur Trauung wurde in evangelischen Agenden erst im späten 19. Jahrhundert eingeführt; die alte Formel lautete: „[Name des Bräutigams] Ihr bekennet hier vor Gott und dieser Christlichen Gemeinde öffentlich, euer Gemüt und Willen gegen diese [Name der Braut], daß Ihr sie genommen habt und nehmet, auch haben und behalten woltet, zu eurem ehelichen Gemahl?“ Bereits Luther hatte mit der Wendung „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden“ eine salomonische Lösung gefunden, die Möglichkeit einer Scheidung nicht gänzlich auszuschließen. Dafür mussten triftige Gründe vorliegen. Obwohl als Folge des reformatorischen Diskurses spätestens um 1610 Lepra als Grund für die Aufhebung einer Ehe ausgeschlossen wurde (vgl. Koltermann, Johannes: Aussatz ist kein Ehescheidungsgrund nach Calvin. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 66/67, 1955/56, S. 222f.), kam es noch im 17. Jahrhundert vereinzelt zu Anträgen (vgl. StAMR Best. 318 Lutherische Superintendentur Marburg, 520: Ehescheidung wegen Aussätzigkeit). Unglückliche Ehen und verlassene Ehefrauen, die hofften, sich nach einer Scheidung neu verheiraten und damit auch die vorhandenen Kinder versorgen zu können, kamen allerdings häufiger vor. Höck hat zwei Beispiele aus der Schwalm und aus Waldeck mitgeteilt (Höck, Alfred: Eine verlassene Ehefrau aus Merzhausen im Jahr 1609. In: Schwälmer Jahrbuch 1986, S. 86; ders.: Ein böhmischer Bergmann in Bergfreiheit und die Klage seiner verlassenen Ehefrau [v.J. 1609]. In: Heimatjahrbuch 1981/82 Landkreis Waldeck-Frankenberg, S. 173-177). Und auch in unseren Dörfern lassen sich solche Beispiele finden.

Meist werden die verlassenen Frauen resigniert haben und in den Familien von Angehörigen untergekommen sein, wo sie im Haushalt halfen und so im Alter versorgt waren. Im Kirchenbuch Oberweimar ist 1734 das Begräbnis der Helena Find eingetragen, *so von Sebastian Rühl und Elisabetha anno 1665 zu Heßkempff ehelich gezeuget*; sie hatte 1703 Johann Georg Find geheiratet, der aber *mit Nicolauß Wissmanns Wittib namens Anna Elisabetha Ehebrecherischer Weiße davon gangen* sei. Daraufhin hielt sie sich *bey ihrer Schwester Eidam* [dem Schwiegersohn ihrer Schwester] *Johannes Elmtshäußern zu Gisselberg* auf, *bey dem sie auch, nachdem sie 4 Wochen zu bette gelegen Freytags den 10. Decbrs. [Decembris] gegen abend zwischen 4. und 5. uhr selig entschlaffen* sei. Die Trennung konnte jedoch auch aktiv von den Frauen betrieben werden; die 1735 in Oberweimar begrabene Witwe Martin Pfeiffers in Allna, Elisabetha, 1670 zu *Weyershausen von Antonius Zück und Elisabetha Ehelich erziehet, anno 1684 confirmiret und anno 1718 hochzeitlich copuliret*, habe *nach kurtzer Zeit besagten Ehemann verlassen und sich bey dessen leben und nach seinem Tod zu Weyershausen bey ihrem bruder Henrich Zück aufgehalten*. In beiden Fällen erfahren wir nicht, ob um die Aufhebung der Ehe ersucht wurde. Eine weitere Ehe wurde aber tatsächlich geschieden. Die 1705 in Oberweimar begrabene Catharina Bösser, 1633 als Tochter von Simon Schmidt und dessen Ehefrau Catharina in Rollshausen geboren, hatte 1655 in Kehna Johann Jammer geheiratet, *dem sie Kinder geboren*. Nach dessen

Tod 1673 habe sie sich aber *anno 1676 an Christian Bößern, Johannes Bößers Sohn von Holtzhausen, Amtes Biedenkopff, verheurathet und mit diesem eine unglückliche Ehe, die daher nach weniger Zeit getrennet worden, geführt*. Der Eintrag der Trauung ist im KB Oberweimar vermerkt (*haben sich den 3.t. Februarii copuliren lassen*), das Paar hat also in Kehna gewohnt, wo die Frau am 25. Juli 1705 *nach 5. wochentlicher Krankheit selig entschlaffen* sei, *nachdem sie in diesem jammerthal erlabet 72. Jahre und 6 Tage*. Wir erfahren auch, in welchem der Kehnaer Höfe sie lebte, denn Pfarrer Busch notierte akribisch: *NB Diese Frau wurde gemeiniglich Cuntzen Crein genennet* – also im Koutze-Hof (heute Kenenstraße 2). Crein ist die damals sehr gebräuchliche Kurzform von Katharina (C[ath]rein[a]). Ihr zweiter Ehemann, von dem sie geschieden wurde, ist nicht sicher auszumachen. Nicht vermerkt ist, ob er schon vor der Trennung der Ehe aus Kehna weggegangen war und wo er danach geblieben ist. Kraft weist ihn in Holzhausen nicht nach (Kraft, Artur: Familienbuch Holzhausen/ Hünstein mit Filialort Damshausen. [Schriften der Hessischen familiengeschichtlichen Vereinigung e.V. 38] Darmstadt 2004, S. 78ff); es könnte der erstgeborene Sohn von Johannes Bösser und Elisabeth geb. Thomas gewesen sein, der in der Konfirmandenliste mit dem Taufnamen Johannes eingetragen ist, dessen Taufeintrag (um 1650) allerdings fehlt; solche Verwechslungen mit dem Vatersnamen kamen durchaus häufiger vor.

S. Becker

„Klepper“. Wir kennen den Dialektbegriff „Klepper“ aus der Zeit, als in unseren Dörfern noch mit Zugvieh gefahren wurde. Abfällig gebraucht für einen betagten, altersschwachen Gaul, hätte man hochdeutsch auch „Mähre“ schreiben können. Doch wie „Mähre“, das ja das alte, noch in Marstall (dem herrschaftlichen Pferdestall) und Marschall (zunächst ahd. *marahscalc*, ‚Pferdeknecht‘, dann der herrschaftliche Beamte, der sich um die Pferde kümmerte, schließlich militärischer Dienstgrad: Feldmarschall) steckende Wort für die edlen Reitpferde der Landesherrschaft war, ist auch „Klepper“ keineswegs immer abfällig gemeint gewesen.

Schauen wir uns zunächst ein Beispiel für den Kontext seiner Verwendung an. Die unter der Schutzherrschaft des Landgrafen stehenden Juden hatten in Spätmittelalter und früher Neuzeit die Verpflichtung, der Landesherrschaft ein Pferd zu unterhalten; so sollte der Jude Susmann, der 1574 bis 1592 in Fronhausen an der Lahn nachzuweisen ist (Quellen zur Geschichte der Juden im Hessischen Staatsarchiv Marburg 1267-1600, bearb. von Uta von Löwenstein. Wiesbaden 1989, Bd. 2, S. 503, Nr. 2975; S. 526, Nr. 3050; S. 590, Nr. 3157; vgl. S. Becker: Salpeterzins des Juden Susmann. In: Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009, S. 279-286) *beneben den andern Judden im Fürstenthumb v[unserem] g[nädigen] f[ürsten] v[un]ndt hern ein frey gaul halten helffen*. Diese Verpflichtung beinhaltete auch, abgehende Pferde aus dem herrschaftlichen Marstall zu übernehmen (zur Schlachtung) und durch neue Klepper zu ersetzen; sie konnte in Hessendarmstadt noch 1715 durch Verwilligungsbrief Landgraf Ernst Ludwigs nach Zahlung einer Summe von 2000 Gulden für weitere 20 Jahre abgelöst werden (vgl. Friedrich Battenberg: Judenverordnungen in Hessendarmstadt. Das Judenrecht eines Reichsfürstentums bis

zum Ende des Alten Reiches. Eine Dokumentation. Wiesbaden 1987, Nr. 88). Wenn aber abgehende Pferde durch neue „Klepper“ ersetzt wurden, dann kann der Begriff hier nicht abfällig gemeint gewesen sein. Was also wurde damit bezeichnet?

Ein Blick in Kluge/Götze (Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 23. Aufl. Berlin u.a. 1999, S. 448) gibt keine nähere Auskunft; hier ist neben der Worterklärung „geringes Pferd“ nur vermerkt, es sei seit dem 16. Jahrhundert gebräuchlich, „zunächst ohne herabsetzende Bedeutung. Vermutlich Rückbildung zu *klep-pe(r)n*, *klappern* nach dem Geräusch des Hufschlags“. Dann wären damit beschlagene, Eisen tragende Pferde gemeint gewesen, die eingeritten waren und genutzt werden konnten. Dies überzeugt allerdings nicht; denn Hufeisen blieben ja nicht dauerhaft aufgeschlagen, sondern mussten ohnehin häufig ersetzt werden. Daher erscheint es wenig wahrscheinlich, dass die Neubeschaffung bereits beschlagener Pferde zum Inbegriff ihrer Qualität wurde. Vielmehr dürfen wir annehmen, dass damit Körper- oder Verhaltenseigenschaften der Reitpferde gemeint waren.

Ausführlichere Belege über die Begriffsverwendungen und möglichen Bedeutungen hat das Grimmsche Wörterbuch (DWb. Bd. 11, Sp. 975ff); dort findet sich zunächst ebenfalls ein Hinweis aufs Hufgeklapper: „*kläppernd laufen. so vom trabenden pferde, wie klappern, an klepper angelehnt (s. dort): das kleppern und trappen der rossen, quadrupedans sonitus. MAALER 245^d, er stellt es unter klepper; die reuterei klepperte mit ihren .. pferden über das hohe weingebürg.*“ Angeführt ist zudem eine Herleitung vom Schellentragen der Reitpferde. Auch die ursprünglich keineswegs abwertende Bedeutung ist vermerkt: „Klepper, m. von pferden und ähnlich von menschen. 1) von pferden. a) *urspr. gar nicht mit üblem nebensinn. die zeugnisse beginnen am ende des 15. jh., in Mitteldeutschland, wohin auch die form gehört; im Erfurter Engelmansbuche z. b. wird der förster angewiesen, für etwaige ritte im dienste sal er des küchenmeisters klepper gebrauchen. MICHELSEN Mainzer hof in Erfurt 32.*“ Weiterhin sind Beispiele angeführt, die nahelegen, es könne eine bestimmte Gangart gemeint gewesen sein („*ein zältner, ein ross das im zält gat, asturco, graduarius equus, veretus, tolutarius, MAALER 245^{dc}*“), also wohl der Passgang (Zält), wie wir ihn bei den Islandpferden noch als Töld kennen, oder eine Abwandlung davon, was eine Bemerkung in Fischarts Gargantua vermuten lässt: das Pferd lernte „den pasz gahn, den mittelpasz, den trosz, den tritt, den schritt, den trab, den trott, hoflin, den zelter, den klop u. s. w. FISCHART Garg. 132^b (1575 P 6^a. 240 Sch.)“. Klepper müsse als Modewort im Pferdehandel „von einem bestimmten md. oder nd. lande im 15. jh. ausgegangen sein“ und ein „reitpferd bestimmter art oder reitpferd überhaupt, auch zu jagd und krieg“ bezeichnet haben, auch „reitpferd' zu geschäftszwecken überhaupt“. „Klepper“ wurde also wohl synonym verwendet für die Gebrauchspferde der Reiterei, und dies dürften seit dem ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhundert, als der Begriff gebräuchlich wurde, bereits überwiegend Wallache gewesen sein. Seit dem Spätmittelalter hatte sich der Begriff ‚Wallach‘ für das verschnittene männliche Pferd eingebürgert; ursprünglich gemeint war damit wohl ‚aus der Walachei stammend‘ (die slavische Bezeichnung Rumäniens), woher auch die Methoden der Kastration junger Hengste übernommen worden sein sollen. Wallache waren für die Kavallerie deshalb wichtig, weil in den nun zunehmend geordneten Verbänden weder konkurrierende Hengste noch rossige Stuten verwendbar waren.

Es muss verwundern, dass trotz der Bedeutung, die das Pferd in der Landwirtschaft hatte, kaum spezielle Begriffe im Dialekt (wie beim Rind) vorhanden waren; ‚Pferd‘ und ‚Ross‘ waren im Dialekt nicht gebräuchlich, während ‚Gaul‘ allgemein galt, allenfalls wurde die säugende Stute als ‚Füllgaul‘ (*Fenngaul*) unterschieden. Auch für den Wallach, der ja dann später als Arbeitspferd in unseren Dörfern häufig eingesetzt wurde, kennen wir keinen speziellen Dialektbegriff, der aber zweifellos vorhanden gewesen sein muss, schon um bei der Remontierung von Militärpferden unterscheiden zu können; es liegt also nahe, dass wir in „Klepper“ die alte Bezeichnung für den verschnittenen Hengst als Gebrauchspferd – im Militär wie in der Landwirtschaft – vor uns haben.

Tatsächlich findet sich dann bei Krünitz (Oekonomisch-technologische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirtschaft und der Kunstgeschichte, Bd. 40, S. 641) die Auflösung. Er erklärt ‚Klopfhengst‘ mit „geklopfter, d.i. durch das Klopfen seiner Mannheit beraubter Hengst. Weil dergleichen entmannte Hengste nicht allemahl allen Trieb zur Begattung verlieren, so wird auch wohl in weiterer Bedeutung ein jeder nicht gehörig geschnittener Hengst ein Klopff=Hengst genannt.“ Auch das Grimmsche Wörterbuch (DWb, Bd. 11, Sp. 1231) weist ‚Klopfhengst‘ mit mehreren älteren Literaturstellen nach als „hengst durch klopfen gewallacht (s. klopfen II, 4, e) FRISCH 1, 524^c. auch ein nicht völlig entmannter hengst, weil diese art des wallachens nicht immer volle entmannung bringt (ADELUNG)“. Das Verb ‚klopfen‘, auf das hier verwiesen wurde, wird dann in DWb Bd. 11, Sp. 1223ff auch erklärt mit „e) ein pferd klopfen, mit einem hölzernen hammer die hoden zerquetschen, nl. kloppen castrare KILLIAN, s. klopfhengst“ und damit auch Methode und Werkzeug der Kastration beschrieben. Vilmar (Idiotikon von Kurhessen. Marburg/Leipzig 1868, S. 209) gibt „Klopfhengst“ als in Hessen „allgemein üblich“ an. Damit lassen sich die „Klepper“, die von den Juden im Fürstentum als Ersatz für abgehende Pferde an den herrschaftlichen Marstall geliefert werden mussten, erklären: es waren junge, kastrierte Hengste, die als Gebrauchspferde eingesetzt werden konnten.

Warum aber wurden dann „Mähre“ und „Klepper“ zu abfällig gebrauchten Begriffen? Die Deutung bei Kluge/Götze, die heutige Bedeutung von „Mähre“ als ‚schlechtes Pferd‘ beruhe wohl „darauf, dass Stuten schneller altern“ (S. 533), überzeugt nicht. Richtig daran ist, dass „Mähre“ in der ursprünglichen Wortbedeutung ahd. *mer(i)ha* die ‚Stute‘ meinte, dann aber allgemeiner *marha*, ‚Pferd‘. „Klepper“ als das alte Wort für ‚Wallach‘ wurde ja ebenfalls auf ein altes, abgängiges, diesmal jedoch männliches Pferd bezogen. Daher dürfen wir annehmen, dass das mittelalterliche „Mähre“ wie auch das frühneuzeitliche belegte „Klepper“ irgendwann veraltet waren: ihre ursprüngliche Bedeutung war im aktiven Sprachschatz der ländlichen Gesellschaft nicht mehr bekannt, als Hengste nicht mehr durch Klopfen, sondern durch Verschneiden (operative Entfernung der Hoden) kastriert wurden. Das veraltete Wort wurde nun auf das alte, abgängige Tier übertragen. Es zeigt uns, wie sprachgeschichtliche Prozesse in engem Zusammenhang mit dem sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Kontext stehen, Worte verloren gehen oder in ihrer Bedeutung verändert werden können, wenn sich die Dinge und ihr Gebrauch verändern – zu diesem Verhältnis von Wörtern und Sachen sollen auch weitere kleine Mitteilungen folgen.

S. Becker

Das Wetter bei uns im Lahntal

von Otto Weimar

Seit Jahren müssen die Menschen mit „Wetterextremen“ leben, auch im Lahntal. In alten Chroniken, in Kirchenbüchern und aus verschiedenen geschichtlichen Quellen ist viel überliefert. Auch bei uns im Lahntal gab es immer wieder extrem trockene Jahre, schwere Unwetter mit orkanartigen Stürmen und auch große Hochwasser, die Folgen waren oft Hungersnöte bei Menschen und Tieren.

Seit Jahrhunderten müssen die Menschen im Lahntal mit einem Phänomen leben, das häufig zur Katastrophe werden kann, dem Hochwasser. Doch wurde in den letzten Jahrzehnten viel getan, um das Hochwasser zurückzuhalten, mit den Hochwasser-Rückhalte-

becken, die gebaut wurden. Doch Hochwasser hat in der Natur auch seine Notwendigkeit, es reinigt das Flussbett und auch das Wasser.

Die alten Chroniken und Aufzeichnungen zeigen auch deutlich, dass es schon immer Wetterkatastrophen gegeben hat. Das Wetter erscheint oft wie ein chaotisches System, das wir Menschen kaum verstehen und niemand hat früher über Klimawandel spekuliert.

Jedoch scheint es eine Klimaveränderung seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu geben. Wir müssen uns auf eine veränderte Wetterlage mit mehr Hochwasser und orkanartigen Stürmen einstellen.

Eine Wetterzeittafel seit 1800

Diese Daten sind aus eigenen Aufzeichnungen und aus den Marburger Zeitungen zusammengestellt.

1800:- infolge schlechter Ernten herrscht eine große Teuerung.

1801:- am 27. November steigt die Lahn sehr schnell an und es kommt zu einer großen Flut. Auch die Nebenflüsse und Bäche der Lahn bringen oft viel Wasser.

1823:- ganz Europa erlebt einen außerordentlich milden, schneelosen Winter.

1824:- ist ein sehr nasses Jahr.

1829:- wüten Feuerbrünste in Roth während das Dorf unter Wasser steht.

1837:- wieder wüten Feuerbrünste, während Roth unter Wasser steht.

1842 u. 1846:- gibt es in Hessen eine große Dürre u. die Ernte wird zum Teil vernichtet. Dann kommt 1845 eine Kartoffelfäule dazu, was die Menschen in Schwierigkeiten bringt, damals ist die Kartoffel Grundnahrungsmittel.

1867:- großes Hochwasser an der Lahn.

1876:- am 12. März wütet ein Orkan über dem „Deutschen Reich“, der Eisenbahnverkehr wird an verschiedenen Stellen wegen Dammbrüchen unterbrochen, auch in Marburg; es gibt große Schäden an Gebäuden, Wälder u. Obstbäume werden entwurzelt. Die Zeitungen berichten von dieser Unwetterkatastrophe.

1882:- am 28. November höchstes Hochwasser des Jahrhunderts an Rhein und Lahn.

1893:- eine große Dürre herrscht im Land.

1896:- im Juni schwere Unwetter im engen Lahntal bei Marburg.

1898:- im Juni wieder schwere Gewitter über Marburg.

1903:- im Juni gibt es wieder schwere Gewitter über Marburg u. Schäden in der Stadt.

1918:- am 17. Jan. größtes Hochwasser seit 1867.

1920:- am 12. Januar besonders großes Hochwasser, Roth steht unter Wasser, Markierungen über die Höhe des Wasserstandes findet man heute noch an verschiedenen Häusern.

1920:- Marburg/Weidenhausen wird überflutet.

1922:- wird in Marburg der „Trojedamm“ als Schutz gegen Hochwasser gebaut.

1925:- Roth steht wieder einmal unter Wasser. In seiner Not ruft der damalige Bürgermeister Pfeffer Landrat Schwebel an, er solle sich die Wasserschäden im Dorf ansehen. Der Landrat verspricht Hilfe und setzt sie auch durch, indem er das südliche Lahntal zum Notstandsgebiet erklärt. Bei den geplanten Baumaßnahmen können die vielen Arbeitslosen beschäftigt werden.

1926:- erfolgt die Planung durch die Preußische Kulturverwaltung in Marburg und nach Prüfung durch die Bezirksregierung in Kassel, wird die Planung durch das Ministerium für Landwirtschaft, Domänen u. Forsten in Berlin am 12. Januar genehmigt. Die Lahnregulierung zw. Roth u. Bellnhausen kann beginnen. Die Lahnschleifen oberhalb bei Bellnhausen werden durchstochen, durch die Begradigung kann das Wasser schneller abfließen u. der Lahnspiegel bei Roth u. Argenstein sinkt. Heute würde man gerne wieder zurückbauen.

1928/31:- Eindeichung der Lahn, Bau der Hochwasserdämme um Roth und Argenstein.
 1928/29:- der Winter ist sehr kalt, die Menschen können kaum ihre Wohnungen verlassen. Alle Flüsse u. Seen sind zugefroren, durch die Arbeitslosigkeit kommt große Armut hinzu und viele können kaum das Holz zum Heizen bezahlen.
 1939/40:- herrscht ein sehr kalter, langer Winter, sehr viel Obstbäume sind erfroren.
 1940-1943:- gibt es sehr lange kalte Winter – sie werden auch die Kriegswinter genannt.
 1940:- am 1. März wird in Roth durch Eisgang das „Reisend Wehr“ (Raues Wehr) zerstört.
 1946:- im Febr. gibt es eine Hochwasserkatastrophe im Lahntal. Roth ist überflutet, Entlastung gibt es erst, als der Hochwasserdamm gegenüber dem Sägewerk Eidam durchbricht und das Wasser sich ins Feld bis nach Niederwalgern ausbreitet. Die „Marburger Presse“ berichtet damals vom höchsten Wasserstand seit vielen Jahrzehnten. Pegelstand in Marburg 5,14 m. In Marburg gibt es große Schäden, die Holzstege über die Lahn sind stark beschädigt. Die Eisenbahnbrücke bei Gisselberg ist so beschädigt, dass der Bahnverkehr unterbrochen werden muss.
 1946/47:- ein kalter, harter Winter; die Lahn ist fast bis April zugefroren.
 1947:- ein sehr trockenes, heißes Jahr, die Wiesen sind verdorrt, es gibt kaum noch Futter für das Vieh. Auch in weiten Teilen Europas ist es sehr trocken, so wird 1947 auch das Hunger- und Steckrübenjahr genannt. Letztere helfen vor allem den Menschen in den Städten zum Überleben.
 1953:- Wolkenbruch im Lahntal und über Marburg. Das Wasser der Marbach überflutet die Ketzerbach mit Schlamm und Morast.
 1957/58:- trockene Sommer.
 1960:- im Dezember Hochwasser, der Pegelstand der Lahn in Marburg: 5,12m. Das neue Ohmrückhaltebecken hat sich bewährt, so schreibt damals die Zeitung.
 1961/62:- ein sehr langer und kalter Winter
 1965:- der Wasserstand der Lahn bei Hochwasser-Pegelstand in Marburg: 5,16 m.
 1979:- im Dezember starke Überschwemmungen durch Wolkenbrüche.
 1981:- ein Sommer mit Hochwasser.
 1984:- nach Schneeschmelze und wolkenbruchartigem Regen kommt es am 7/8. Februar

zu einem Jahrhunderthochwasser, das im Kreis Marburg-Biedenkopf zum Katastrophenalarm führt. Roth und Argenstein sind zum Teil vom Hochwasser eingeschlossen. In Marburg wird ein Pegelstand von 5,33 m gemessen. Bei Breitenstein versinkt eine Diesellok in den Fluten, in Wehrda drohen die Dämme zu brechen, in Roth und Argenstein werden die Dämme überwacht.
 1984:- am 30. und 31. Mai gibt es im Lahntal erneut Hochwasser. Das Gras vor der Heuernte wird überschwemmt und lässt sich kaum noch abmähen. Pegelstand in Marburg 5,11 m.
 1990:- im Februar verursacht ein schwerer Sturm im Wald großen Schaden.
 1990:- Februar Roth: Sturm zerstört die Maschinenhalle von Fegmeier.
 1992:- am 20. August fegt ein schwerer Orkan über unser Gebiet, es entstehen schwere Schäden im Wald und an Gebäuden.
 1993:- ist der Pegelstand Januar 4,89 m und Januar 1994:- bei 4,85 m. und Januar 1995:- bei 5,15 m in Marburg.
 2007:- am 18. Januar gibt es durch den Sturm „Kyrill“ große Schäden im Wald und an Gebäuden.
 2007:- am 19. Januar gibt es wieder Hochwasseralarm, der Damm in Roth zwischen Brücke und Mühle ist an verschiedenen Stellen undicht, er wird von den Feuerwehren und dem THW Marburg mit Sandsäcken abgedichtet.
 2007:- am 10.-12. August gibt es ein Sommerhochwasser, auf dem alten Sportplatz war das Kirmeszelt schon aufgebaut und eingerichtet, schnell steht alles unter Wasser. Die Feuerwehr hilft der Burschen- und Mädchenschaft, das Zelt schnell zu räumen, denn das Wasser steigt schnell und die Wagen der Schausteller müssen auch aus dem Wasser gezogen werden.
 2011:- im Januar ist das Bett der noch nicht fertig gebauten „ParAllna“ durch plötzliches Hochwasser überflutet, auch verschiedene Häuser am Eingang von Argenstein.
 2012:- am 19. April geht ein kurzes schweres Gewitter über dem Südkreis nieder. Ein kräftiger Blitz schlägt zwischen Roth und Bellhausen in eine ca. 200 jährige Eiche ein und macht sie zu Brennholz.



1990, Februar Roth: Sturm zerstört die Maschinenhalle von Fegmeier



2007: am 11. August Hochwasser in Roth; das Kirmeszelt stand unter Wasser



2012, 19 April: Blitzschlag zerstört eine 200jährige Eiche in der Goldbach

Kleine Mitteilungen

Riegelbalken an Kirchentüren. In der im Kern romanischen Kirche von Oberwalgern ist noch heute ein Riegelbalken vorhanden, der in der Mauer des Kirchenschiffs eingelassen ist und vorgezogen werden konnte, um die Kirchentür von innen zu sichern. Auch in Niederwalgern war ein solcher Balken einmal vorhanden; ein Beleg dafür wird unten mitgeteilt. Riegelbalken sind Verschlussvorrichtungen, die als Torsicherungen in wehrhaften Bauten des Mittelalters, in Burgen und auch in steinernen Kirchen, recht verbreitet waren; sie boten, wenn sich die Bevölkerung bei durchziehendem Kriegsvolk in die Kirchen flüchten musste, wenigstens einen geringen Schutz vor Übergriffen. Gerhard Seib (Wehrhafte Kirchen in Nordhessen. [Beiträge zur hessischen Geschichte 14] Marburg 1999, S. 78ff) hat zwei technische Lösungen dieser Torsicherungen in hessischen Kirchen nachweisen können. Für Klemmriegelverschlüsse waren in den Torgewänden nur wenig vertiefte Löcher angebracht, davon eines mit einem kleinen Einführungskanal von oben, in das der Balken eingesteckt werden konnte; sie seien vermutlich schon im frühen oder hohen Mittelalter bekannt gewesen, lassen sich auch schon im Burgenbau des 9./10. Jahrhunderts belegen (vgl. etwa Stadler, Harald u.a.: Der Kiechlberg in Thaur. Eine „Bergstation burgartigen Charakters“ aus ottonischer Zeit in Tirol? In: Burgen Perspektiven. 50 Jahre Südtiroler Burgeninstitut 1963-2013. Innsbruck 2013, S. 89-100). Solche Ausspa-

rungen im Gewände hat Seib in der Kirchenruine der Wüstung Emmicherode bei Bad Sooden-Allendorf, im Kloster Haina sowie in der Südpforte der Kirche in Lohra verzeichnet. Eine zweite, verbreitete Form waren die im Mauerwerk eingelassenen Balken, die aus einem Laufkanal vorgezogen und auf der gegenüberliegenden Seite in einer wenig vertieften Aussparung eingesteckt werden konnten wie in Oberwalgern, wo der Laufkanal zum besseren Gleiten des Balkens zusätzlich mit Eichenbohlen ausgekleidet ist. Seib weist zwei solche Laufkanäle für die wohl Mitte des 12. Jahrhunderts errichtete Klosterkirche Lippoldsberg nach, weitere für die Klosterkirche in Haina, die Kirchen in Ehringshausen, Dautpfe, Simmershausen, Bracht, Weitershausen, für die Kirche auf dem Waltersberg bei Philippsthal-Unterneurode und für die Klosterkirche Germerode (bis zur Sanierung um 1970). Wie hier werden solche früher sehr viel häufiger vorhandenen Torsicherungen bei Renovierungsarbeiten in den Kirchenschiffen verloren gegangen oder verschlossen worden sein; häufiger erhalten sind sie noch als Turmsicherungen, sowohl in Turmhallen von Westtürmen (Deute, Frommershausen, Niederelsungen, Uengsterode, Trubenhäuser, Laudenschlag, Wiesenfeld, Rocken-süß, Lippoldsberg) als auch in den Turmobergeschossen (Elben, Hebshausen, Röhrda, Velmeden, Zwesten, Ober-Ohmen, Immenhausen). Die oberen Geschosse von Westtürmen hochmittelalterlicher Kirchenbauten hatten

wie in Niederwalgern oft nur hochgelegene Außenzugänge; ein hier vor 1897 aufgenommenes Foto der Kirche zeigt noch die hölzerne Leiter zum Turmzugang im Obergeschoss (vgl. Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. Weimar/Lahn 2010, S. 431). Seib hat zwar den (seltenen) ebenerdigen Außenzugang zur kreuzgratgewölbten Turmhalle in Niederwalgern bemerkt, aber fälschlich angenommen, diese habe „keine Verbindung zum Langhaus“ (S. 127); der Außenzugang führt aber zu der schon bauzeitlich vorhandenen Westpforte zum Langhaus, für die sich ein früher vorhandener Riegelbalkenverschluss belegen lässt.

Diesen Befund hat uns Heinrich Böth in seiner handschriftlichen Chronik überliefert. Als 1897 das Gewölbe des Kirchenschiffs und die Nordwand abgebrochen wurden, um die Kirche zu erweitern (vgl. Becker, S.: Ein Denkmalstreit um die Kirche 1897. In: Niederwalgern 1235-2010, S. 229-238), wurde beim Abbruch der hinteren Mauer *eine solche Höhlung* vollständig freigelegt; *man konnte in derselben einen Balken von 2 Meter Länge und 30 cm Dicke durchstecken und vorziehen hinter der Thür her welche vom Thurm in das Schiff führt* (Gemeindearchiv Weimar, Chronik von Niederwalgern und Umgegend, zusammengestellt von Heinrich Böth und Jakob Böth [Kopie; das Original befindet sich noch im Besitz der Familie Böth (*Doinges*)]). Offenbar war der Riegelbalken selbst nicht mehr erhalten; er ist möglicherweise schon im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden, als das Kircheninnere verwüstet wurde (vgl. Becker, S.: Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges. In: Niederwalgern 1235-2010, S. 37-44).

S. Becker

Bauerngartenblumen (1). In den alten Bauerngärten unserer Dörfer gehörten bestimmte Pflanzen zum gängigen Repertoire. Einige davon sollen in loser Folge in der „Heimwelt“ vorgestellt werden, zunächst Schneeglöckchen und Osterglocke. Denn erfreuen uns nicht gerade die unscheinbaren Blüten des Schneeglöckchens ganz besonders, wenn sie nach dem Winter aus dem Schnee hervorbrechen:

Kristallen liegen weiße Flocken
hingepudert in den Auen,
doch zarte kleine Blütenglocken
wagen sich, hervorzuschauen.

Rührt's uns, dass die Blumen auch
im kalten Schnee ihr Grün schon regen,
sprießen unterm Haselstrauch
dem Sonnenlicht entgegen?

Blicken wir nicht immer wieder
nach den langen dunklen Wintern
zu den kleinen Blumen nieder,
diesen ersten Frühlingskündern?

Und als zeitiger Frühlingsblüher gehörte auch die Narzisse zu den beliebtesten Blumen der Bauerngärten; ihre gelbblütigen Zuchtformen sind in unseren Dörfern unter dem Namen ‚Osterglocke‘ bekannt. Ihre prächtigen glocken- oder trompetenförmigen Blütenkronen gehören zum Altarschmuck des Osterfestes, und vielleicht erklären wir uns daher ihren Namen und ihr häufiges Vorkommen in den Blumenrabatten der Gärten. Doch ihre kulturgeschichtliche Bedeutung reicht tiefer. Auch das Schneeglöckchen und der ihm recht ähnliche Märzbecher haben eine lange religionsgeschichtliche Tradition.

Huberta von Bronsart hat einen kleinen Artikel über das Schneeglöckchen sehr schön eingeleitet mit der Be-

merkung, es bohre seine schlanken, grünen Spieße schon im Februar durch dünnere Schneeschichten (Geschichtliches und Geschichten von Blumen. 2. Das Schneeglöckchen. In: Kosmos, 1956, H. 2, S. 98-100), eine Beobachtung, die wir gerade so bereits in mittelalterlichen Gedichten finden: *went zu winter in dem sne / so suit man ir daz heubt uph stechen*, heißt es in Bruder Hansens Marienliedern. Besonders der Märzbecher (Frühlingsknotenblume, Großes Schneeglöckchen, *Leucojum vernum*) mit seinem an Veilchen erinnernden Duft stand in enger Beziehung zum spätmittelalterlichen Marienkult; seine Bedeutung als eine der zentralen Marienblumen lässt sich auch für den oberhessischen Raum nachweisen. Auf den Tafelbildern des Lauterbacher Marienaltars finden wir ihn zweimal in den Szenen des Marienlebens (vgl. Runge, C.: Der Lauterbacher Flügelaltar. In: Hessische Heimat 15, 1965, H. 2/3); einmal weist er im Bild der Begegnung von Joachim und Anna (der Eltern der Maria) an der Goldenen Pforte auf Mariä Geburt hin, das andere Mal steht er im Bild von Mariä Heimsuchung (der Begegnung von Maria mit ihrer Base Elisabeth) symbolisch für Maria, während Elisabeth durch eine Nelke bezeichnet wird.

Otto Brunfels hat den Märzbecher in seinem Kräuterbuch 1532 noch unter dem Namen *narcissus albus* (weiße Narzisse), stellt dieses Liliengewächs also in die Verwandtschaft der Osterglocke (Brunfels, Otto: Herbarum vivae eicones. 1532, dt. Ausg.: Contrafayt Kreuterbuch, 1537). Kaum unterschieden wurden Märzbecher und Schneeglöckchen (*Galantus nivalis*), das unter dieser lateinischen Bezeichnung (und somit als eigene Art) erst 1571 von Matthiolus beschrieben worden ist. Auch die deutschen Bezeichnungen in den frühneuzeitlichen Kräuterbüchern meinten mit *Hornungsblum* (also die im Hornung, d.i. Februar, blühende Blume) beide Arten; so gibt etwa Leonhart Fuchs 1543 in seinem *New Kreüterbuch* an: *weiß Hornungsblumen haben ihren namen daher / das sie fruee im Hornung herfuere kommen. Werden auch Merten Blumen genent.* Während er mit dem Namen ‚Hornungsblume‘ das im Februar erscheinende Schneeglöckchen ebenso bezeichnet wie den erst später blühenden Märzbecher, beschreibt er dann, insbesondere mit der Erwähnung des an Veilchen erinnernden Duftes, eindeutig den Märzbecher: *Theophrastus hat dise schoene liebliche Blumen Leucoion / Plinius Violam albam / das ist / weiß Veiel / genent / der vrsachen halben das sie riechen wie die Merten Violen* (Fuchs, Leonhard: *New Kreüterbuch*. Basel 1543, CLXXXV). Und noch heute teilt der Märzbecher viele seiner populären Namen mit dem Schneeglöckchen (vgl. Marzell, Heinrich: *Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen*. 5 Bde. Leipzig 1943-1957/ND Köln 2000, Bd. 2, Sp. 532-541). Das einst im Niederhessischen verbreitete ‚Fürwitzchen‘ für das vorwichtige, also frühzeitig im Jahr blühende Schneeglöckchen (noch 1926 von Hofmann aufgezeichnet) hat dann übrigens als Mischform mit ‚Schnee-‘ zum Namen der Märchenfigur ‚Schneewittchen‘ geführt: auch dieser heute kaum mehr verstandene Bezug lässt uns etwas ahnen von der liebevollen Zuwendung, ja Achtung, die dieser kleinen, unscheinbaren Blume entgegengebracht wurde.

Aus den Steppen Vorderasiens eingewandert, fanden Schneeglöckchen, Märzbecher und Narzisse nach der letzten Eiszeit in Mitteleuropa Verbreitung, und hier haben sich diese frühen Frühjahrsblüher in geschützten Auwäldern und sonnigen Rainen angesiedelt. Noch ehe die Heckensträucher ihr schattendes Laub schieben, nützen sie die wärmenden Sonnenstrahlen, die durch die

lichten Zweige fallen, um mit ihren Blüten die ersten nektarsuchenden Honigbienen anzulocken. Und die Menschen haben sie längst in ihre Gärten geholt, um sich an ihren Blütenglöckchen zu erfreuen. In der frühen Neuzeit, als die Kultivierung von Wildblumen in den Gärten, aber auch das Hereinholen des Grüns ins Haus begann (vgl. Grünzeug. Pflanzen im ethnographischen Blick. [Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung NF 34] Marburg 1998), wurde eine reichhaltige symbolische Nutzung der Pflanzen entwickelt, und nun entstand gerade in einigen Familien der althessischen Ritterschaft der Brauch, einigen ihrer Töchter den damals üblichen Namen des Schneeglöckchens zu geben. Schon Jacob Grimm hat in einer Berliner Akademierede „über frauenamen aus blumen“ gehandelt, in der er Schönheit, Reinheit und Duft der Blütenpflanzen als Veranlassung für Menschen gesehen hat, ihre Kinder nach ihnen zu benennen (Grimm, Jacob: Über frauenamen aus blumen. In: Philologische und historische Abhandlungen der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1853, S. 105-132, ND in: Kleinere Schriften, Bd. 2, Berlin 1865, S. 366-401; vgl. Gadow, Henning von: „Über Frauenamen aus Blumen“. Zu Jacob Grimms Akademierede. In: Ludwig Denecke [Hrsg.]: Brüder Grimm Gedenken, Bd. 5. Marburg 1985, S. 68-82). Rosa, Lilly und Viola kennen wir ja noch heute, und es sind noch weit mehr Blumenamen gewesen, die als Taufnamen gewählt wurden.

Wer in den Kirchenbüchern von Oberweimar stöbert, wird vor allem in den Aufzeichnungen von Pfarrer Georg Busch (1676-1754; von 1701 bis 1712 Pfarradjunkt, danach bis zu seinem Tod Pfarrer des Kirchspiels) nicht nur familienkundliche, sondern auch reichhaltige kulturgeschichtliche Angaben finden. Ausführliche genealogische Eintragungen hat er für Verstorbene der Familie von Heydwolff auf Gut Germershausen vorgenommen. So trug er im Jahr 1722 unter Nr. 4 die Bestattung von *Johann Henrich von Heidwolff, gewesener Hochfürstlicher Hessischer hauptmann und Erbherr zu Germershausen* (1676-1722) ein, in dessen Ahnenreihe als Großmutter mütterlicherseits die *Maria Zeitlose von Löwenstein* genannt wird, also aus der althessischen Ritterfamilie von Löwenstein (vgl. Schunder, Friedrich: Die von Löwenstein. Geschichte einer hessischen Familie. Bd. 1, Darstellung, Bd. 2, Regesten und Urkunden 1160-1539. Lübeck 1955), die dem Löwensteiner Grund in einem Seitental der Schwalm zwischen der Landsburg im Süden (bei Jesberg) und der Burg Löwenstein im Nordwesten (bei Zwosten-Oberurff, heute Ruine) seinen Namen gab. Was aber hat es mit diesem merkwürdigen Taufnamen ‚Zeitlose‘ auf sich?

Als ‚Zeitlose‘ kennen wir ja noch heute eine Blume, die Blüte der Herbstzeitlose. Auch sie ist häufig Motiv der Kunst, der Dichter und bildenden Künstler gewesen. Otto Ubbelohde vor allem schätzte sie, weil sie ihm Farbtupfer der Herbststimmung war, melancholische Metapher eines zur Neige gehenden Jahres (vgl. Becker, S.: Zeitlosen. In: Christoph Otterbeck, Gerhard Pätzold, Ludwig Rinn (Hrsg.): nah und fern. Der Landschaftsmaler und Graphiker Otto Ubbelohde. [Katalog zur Ausstellung im Marburger Kunstverein] Marburg 2017, S. 22f.). Doch dürfen wir diese Symbolik der Herbstzeitlose in der Kunst um 1900, die eine Erfahrung des Epochenumbruchs, der Jahrhundertwende und der Hochindustrialisierung mit hineinnehmen in die Reflexion des zerstörerischen Ersten Weltkriegs, zurückdenken in die Zeit der Spätrenaissance, als jene Maria Zeitlose von Löwenstein in der Ahnenreihe derer von Heydwolff ihren Namen erhielt? Im 16. und frühen 17. Jahrhundert war der Frau-

enname ‚Zeitlose‘ in einigen hessischen Adelsfamilien gebräuchlich, so bei denen von Baumbach, Löwenstein, Riedesel und Schenk zu Schweinsberg. Schoof führt die Zeitlose von Riedesel aus der Josbacher Linie an, die in zweiter Ehe Reinhard Schenk zu Schweinsberg heiratete und 1610 starb, sowie die Tochter des Philipp Ludwig von Baumbach, die ihren Namen nach der Urgroßmutter erhielt, der Zeitlose von Meysenbug, Gemahlin des Johann von Dalwigk (Schoof, Wilhelm: Über Namensgebung in den hessischen Adelsfamilien. In: Hessische Blätter für Volkskunde, 48, 1957, S. 1-25, hier S. 16). Schröder erwähnt eine Türinschrift in Hoof, die als Erbauer des Hauses Jost Elgar von Dalwigk-Schauenburg und seine Gemahlin Zeitlose geb. von Dalwigk nannte (Schröder, Edward: Zeitlose und Herbstzeitlose. In: Hessenland, 44, 1933, S. 148-150, hier S. 150). In der Familie von Heydwolff taucht er m.W. nicht mehr auf; und auch bei den hessischen Landgrafen ist er nicht verwendet worden (vgl. Schröder, Edward: Über Namensgebung in deutschen Fürstenhäusern mit besonderer Berücksichtigung des hessischen Fürstenhauses. In: Hessenland, 27, 1913, S. 49-52).

War es wirklich die Herbstzeitlose, die in der althessischen Ritterschaft zum Frauenamen wurde? In der alten bäuerlichen Landwirtschaft war sie gefürchtetes Unkraut, das wegen seines Giftgehaltes den Wert der Futtergräser minderte, eines der verhasstesten und am schwersten zu vertreibenden Wiesenunkräuter, weshalb sie allgemein bekannt war. Während ‚Zeitlose‘ in der populären Namensgebung für *Colchicum autumnale* nicht verbreitet war, lassen die zahllosen mundartlichen Benennungen eine aufmerksame Wahrnehmung ihres Aussehens und ihrer Entwicklung erkennen (vgl. Marzell, Wörterbuch, Bd. 1, Sp. 1070-1109, mit knapp 500, überwiegend verächtlichen populären Namen). Zu ihrer Ausrottung wurden vielfältige Methoden beschrieben, insbesondere das Ausziehen der jungen, im Frühjahr sich entfaltenden Blätter, das bei feuchtem Wetter geschehen sollte und mehrere Jahre wiederholt werden musste. Kaum anzunehmen ist also, dass gerade der landsässige Adel ihren Namen zur Taufe seiner Töchter wählte. Schon die Minnesänger des Mittelalters, die der Geliebten *schoene zitelöse* zuflüsterten (vgl. Krause, K.E.H.: Zitelöse. In: Zeitschrift für niederdeutsche Sprachforschung, 1889, S. 44-50), müssen andere Vorbilder damit verbunden haben. Tatsächlich scheint erst um 1700 das alte Wort ‚Zeit-/Zitlose‘ in Verbindung mit ‚Herbst‘ als gelehrte Wortschöpfung auf die Giftpflanze *Colchicum autumnale* übertragen worden zu sein. Marzell verweist auf die Verwendung von ‚Zeitlose‘ für *Colchicum autumnale* schon in einigen botanischen Werken des 16. Jahrhunderts; die Verbindung mit ‚Herbst‘ tritt freilich erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts auf. Edward Schröder hat schön herausarbeiten können, dass die ältere Bedeutung des Wortes eine frühe Frühjahrsblume meinte, also die ‚vor der Zeit‘ blühenden Pflanzen wie Narzisse, Krokus, Anemone, Primel, Huflattich, Schneeglöckchen oder Maßliebchen (Gänseblümchen) bezeichnete. Aus dieser Vorzeitigkeit der zarten Märzblüher, vor allem des Krokus, den er als ältesten Träger des Namens ansah, hat Schröder dann abgeleitet, dass ‚Zeitlose‘ als Taufname den Bedeutungsgehalt ‚infans praematurus‘ (also vorzeitig geborenes Kind, Frühgeburt) besessen haben müsse. Doch er hat einen Zusammenhang übersehen, für dessen Erschließung uns die Heydwolffsche Ahnfrau wichtige Argumentationshilfe ist. Dass bei ihr der Taufname ‚Zeitlose‘ in Verbindung mit Maria steht, weist auf ältere Vorstellungen des Marienkultes und der Emblemik in

der christlichen Kunst hin, die in der mittelalterlichen Tafelmalerei entwickelt worden waren. Pflanzen erhielten darin zentrale symbolische Bedeutung; neben der Akelei als Symbol Christi waren sie vor allem Mariensymbole, etwa im hortus conclusus des Frankfurter Paradiesgärtleins. Ihre Bedeutung blieb über die Kultivierung der Wildpflanzen erhalten, die im 16. Jahrhundert einen ungeheuren Aufschwung erfuhr. Auch Schröder hat ja die mittelhochdeutsche Anrede der Gottesmutter *du zart zitelosa* erwähnt, freilich ohne daraus Schlüsse auf ihren symbolischen Gehalt zu ziehen. Dabei hatte schon Vilmar 1868 auf ein von Bartsch herausgegebenes mittelalterliches Gedicht hingewiesen, dessen Ursprung auf Hessen hinführen dürfte (Idiotikon von Kurhessen. Marburg/Leipzig 1868). Darin werden die Marien zu Ehren blühenden Lilien, Viole und Rosen in Verbindung mit den Zeitlosen genannt.

Nun war im Spätmittelalter das alte Motiv der Winterrosen sehr beliebt; wir finden es etwa in der Rezeption des Apuleiischen Amor-und-Psyche-Themas, und auch die Brüder Grimm verwiesen in den Anmerkungen zur Erzählung von dem Sommer- und Wintergarten (KHM 1. Ausg., Bd. 1, 1812, Nr. 68: 323-328 und Anm. S. XLV) auf die „Fabel von der Psyche“. Winterrosen wurden in Gründungslegenden von Kirchen, Domen und Klöstern (Hildesheim, Altenberg) aufgenommen: der blühende Rosenhag im Schnee wurde darin als wunderbares Zeichen Gottes gedeutet. Zu der im Wintergarten erblühenden Rose (Duft) oder fruchtenden Erdbeere (Süße) in Erzählstoffen siehe auch das Bildmotiv der Madonna in den Erdbeeren (v.a. im Städtischen Museum Solothurn: Oberrheinischer Meister, um 1410-1420). Noch heute kennen wir das Motiv der Winterrose als Christussymbol in unserem schönen Weihnachtslied „Es ist ein Ros' entsprungen“. Prätorius hat das Lied Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem Titel „Winterrose“ (hier Teil VI, 1609, Nr. 53); mit der Melodie nach dem Mainzer Cantual (Catholisch Cantual oder Psalmbüchlein ... Meyntz 1605) bei Karl Severin Meister: Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen. Bd. 1, Freiburg i.Br. 1862, und danach bei Rochus von Liliencron: Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Berlin/Stuttgart 1884, ND Hildesheim 1966, S. 71, Nr. 19. Auch in Gesangbüchern der Evangelischen Kirchen ist das Lied noch heute (meist nach der Melodie von Melchior Vulpus, vor 1615) enthalten (vgl. etwa Evangelisches Gesangbuch 1996, Nr. 31). Vielleicht ist also zunächst sogar die Rose gemeint gewesen, die „mitten im kalten Winter“ erblüht. Doch die Erwähnung der Marienblumen Rose, Lilie, Viole und Zeitlose in dem von Bartsch edierten Gedicht zeigt, dass Rose und Zeitlose nicht identisch sein können. Aufschluss über ihren Symbolgehalt geben etwa das Adventslied *es kommt ein schiff geladen* von Tauler, in dem es heißt: *Du schöne zitenlose, mach uns von sünden fry*, oder die Verse in Bruder Hansens Marienliedern: *Suesse vrou, noch sprech ich mee: die zyteloos wexet in dem clee. Geyn ander bluemen sein wir e; went zu winter in dem sne / so suit man ir daz heubt uph stechen*. Und in einem niederländischen Gedicht *Rosarium* aus einer Darmstädter Handschrift des 14. Jahrhunderts erscheint die Zeitlose als eine von zwölf Blumen, die Mariensinnbilder sind: *God grueti, tidelose als gout, die yerste bloeme nae winters dwanc, dat bistu, vrou, in groeter wout / tegen des viants venijnde dranc: help ons, vrouwe, dat wi zoe bloyen / in goeden wercken ende in doeghden, dat wi in ewiger blijscap groyen / mit allen wisen meecheden. Ave Maria* (zum niederdeutschen 'tidelose' vgl. Sprenger, A.: Mnd. tidelose. In: Korrespondenzblatt

des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 2, 1878, S. 65f). Hier ist gewiss ein Amaryllisgewächs gemeint, wohl Märzbecher oder Schneeglöckchen, vielleicht auch die Osterlilie selbst (*Hermodactylus, Hornungsblum, Zeitloeslin*: also die Osterglocke, Narzisse). Otto Brunfels hat sie 1537 in seinem *Kreuterbuch* fast gleichrangig behandelt, und in einem dieser drei Frühlingsboten dürfen wir sicherlich auch das Vorbild für die Taufnamen adliger Töchter in Hessen sehen. Wenn überhaupt ein Bezug zum Geburtstermin gemeint war, dann wohl nicht als Hinweis auf eine Frühgeburt, wie Schröder meinte, sondern eher auf eine Geburt im zeitigen Frühjahr, also zur Zeit der Schneeglöckchenblüte. Die Verbreitung des Namens im 16. und frühen 17. Jahrhundert muss nicht unbedingt darauf hindeuten, dass hier Nachklänge der Marienfrömmigkeit, also eine bewusste Orientierung am katholischen Glauben, im nachreformatorischen und erst 1655 beigelegten Konflikt zwischen Landgrafen und Ritterschaft um Interessen der Ständepolitik und Kirchenzucht neue Bedeutung erlangten. Vielmehr findet darin wohl eine Hinwendung des Adels zur Gartenkultur in der frühen Neuzeit ihren Ausdruck, in dem zunächst vor allem die alten Marienblumen besondere Zuwendung erfuhren. Anzuführen bleibt noch, dass der Taufname ‚Zeitlose‘ Mitte des 17. Jahrhunderts erlosch. Pfister hat aber darauf hingewiesen, dass im Ohmtal (nach den Kirchenbüchern von Seelheim, Schweinsberg, Kirchhain etc.) bei der ländlichen Bevölkerung nun der weibliche Vorname ‚Zeisa‘ vermehrte Verbreitung fand, den er als Kurzform von ‚Zei[tlo]sa‘ ansah und zudem mit dem Maßliebchen (Gänseblümchen, *Bellis perennis*: dem ‚Zeiselieschen‘) in Verbindung brachte (Pfister, Hermann von: Mundartliche und stammliche Nachträge zu A.F.C. Vilmar's Idiotikon von Hessen. Marburg 1886). Auch darin wirkte also eine Erinnerung an die alten Marienblumen fort. Seine Ausführungen gehen auf einen Abschnitt über „Oberhessische Idiotismen“ zurück, den der in Landes-, Regional- und Kirchengeschichte sehr bewanderte Schweinsberger Pfarrer Carl Sippell in seinem Heft zur Erneuerung des Gedächtnisses von Johann Georg Estor (1699-1773) im Jahr 1874 vorlegte und damit auch an die frühe Wörtersammlung Estors erinnerte (darin S. 22-32; zu Estor vgl. Eckhardt, Wilhelm A.: Johann Georg Estor. In: Schweinsberg 650 Jahre Stadt. Marburg 1982, S. 95-100; zu Estors sprachwissenschaftlichen Studien vgl. Höck, Alfred: J. G. Estors Wörtersammlung [1767]. In: ebd., S. 124-146; Dingeldein, Heinrich J.: Hessische sprachliche Landesforschung. Geschichte und Ergebnisse. In: Sprache in Hessen. [Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung 11/12] Gießen 1981). ‚Zeise‘ ist schließlich als Hausname noch heute in Londorf geläufig.

Zu den ‚Zeitlosen‘ des 16. Jahrhunderts wurde, wie uns das ‚*Kreuterbuch*‘ von Otto Brunfels (latein. Ausgabe von 1537, S. 129) zeigt, auch die Osterlilie (Narzisse) gezählt. Es ist das Verdienst von Lottlisa Behling (1909-1989), die sich als Professorin für Kunstgeschichte an der Universität München intensiv mit der symbolischen Bedeutung von Pflanzen in der mittelalterlichen Tafelmalerei und in der Kathedralenplastik beschäftigt hat, die christologische Auslegung der Osterglocke erkannt zu haben (Behling, Lottlisa: Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei. 2. Aufl. Köln/Graz 1967). Das Liliengewächs Märzbecher (und mit ihm das Schneeglöckchen) erinnerte als Marienblume an die weiße Taglilie (*Lilium candidum*), die als Madonnenlilie für die Verkündigung der Geburt Jesu stand (Luk. 1, 26-28: „Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine

Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertraut war einem Manne mit Namen Joseph, vom Hause David; und die Jungfrau hieß Maria. Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Begrüßet seist du, Holdselige! Der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Frauen!“). Immer wieder sind die Worte des Engels in dieser Szene von bildenden Künstlern durch die weiße Lilie dargestellt worden (als Zeichen der Reinheit oft sogar ohne Staubgefäße), besonders eindrucksvoll etwa in der Verkündigungsszene von Gentile Bellini (um 1429-1507). Nun ist vielfach auf den spätmittelalterlichen Tafelbildern aus der mariologischen Pflanzensymbolik (Rosen, Akelei) eine Bedeutung der Blumen als Christus-symbole entwickelt worden, und dies ist auch für die Lilie als der eigentlichen Marienblume zu erwarten. Die Osterglocke (*Narcissus pseudonarcissus*), die von den Botanikern zwar als Amaryllisgewächs, aber doch den Lilien nahe verwandt betrachtet wird, ist in Spätmittelalter und früher Neuzeit ganz selbstverständlich als Lilie angesehen worden; so bildet etwa ein Aquarell, das Hans Weiditz 1529 als Vorlage zur Holzschnitt-Illustration des Kräuterbuchs von Brunfels schuf, die Osterlilie ab: es ist die geschlossene und geöffnete Blüte unsrer Osterglocke. Die eigentliche Narzisse (Weiße oder Dichter-Narzisse, *Narcissus poeticus*) galt in den antiken Kulturen Athens und Roms als Sinnbild des Todes, und vor allem der Dichter Ovid (auf den sich ja auch ihr Name bezieht) hat ihr in seinen Metamorphosen ein unvergessliches Denkmal gesetzt, war es doch der selbstverliebte Jüngling Narziss, der nach seinem Tod in diese Blume verwandelt wurde: eine literarische Gestalt der Antike, die dann durch die Psychoanalyse Sigmund Freuds und die Entdeckung des Ich in der bürgerlichen Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts wieder außerordentliche Aktualität erfuhr.

Auch in der christlichen Pflanzensymbolik des Spätmittelalters spiegelte sich eine Auseinandersetzung des Menschen mit dem Tod in dieser Blume. Vielleicht hat ihr Erblühen in den spätwinterlichen Schneefeldern, das mit dem Fest des Osterwunders, mit der Auferstehung Jesu Christi zusammenfällt, ermöglicht, sie als Sinnbild des Wiedererwachens zu empfinden, treibt doch die im Vorjahr verwelkte und abgestorbene Blume aus der unterirdischen Zwiebel wieder neues Leben aus. Es verwundert daher nicht, dass wir sie als Christussymbol in Darstellungen des Kalvarienberges finden, der Kreuzigungsszene auf der Schädelstätte Golgatha. Ein Kalvarienberg von der Hand eines Kölner Meisters aus der Kirche St. Andreas vom Beginn des 15. Jahrhunderts (heute im Wallraf-Richartz-Museum in Köln; Rhein. Bildarchiv Köln 60.814) zeigt einen blühenden Strauß Osterglocken, der sich hinter dem Heiligenschein der trauernden Maria zum Kreuz hin erhebt. Behling hat zur Interpretation eine Textstelle aus der ‚Goldenen Schmiede‘ des Konrad von Würzburg herangezogen, in der Maria aneredet wird: *Du phingestrose an allen stift / und blüejend ostergloye / du bist der kiusche ein boye / darin sich got der werde sloz*. In der ‚ostergloye‘ (eigentlich Osteraglei, also die Akelei, die jedoch erst im Juni/Juli blüht) sah Behling die Osterglocke, deren Symbolik als Lilie auf dem Kölner Tafelbild von Maria auf ihren Sohn Christus übertragen wurde. Wie der Märzbecher im Retabelbild des Lauterbacher Marienaltars auf Mariä Geburt hindeutet, weist die Osterlilie in der Kreuzigungsszene auf die Auferstehung Christi hin. Diese Deutung fand Behling bestätigt durch eine Darstellung der Osterglocke am Grab Christi in der Auferstehungsszene des Altars von Darup bei Münster (um 1420). Auf dem von Hans Memling gemalten Mit-

telbild des Moreel-Altars von 1484 (Museum Brügge) steht sie dicht vor dem Stab des hl. Christophorus, des Christusträgers, also auch hier ganz in der Nähe von Christus (Behling, *Die Pflanze in der mittelalterlichen Tafelmalerei*, S. 32, 68 und Tafel LVIII).

Heute noch wird zu Ostern der Altar mit den Osterblumen geschmückt. Auch wenn wir diese Altarsträuße in keine Traditionslinie zur vorreformatorischen Pflanzensymbolik stellen können, schmücken sie doch das Corpus am Kreuz, das an Tod und Auferstehung Christi erinnert. Vielleicht dürfen wir sie daher, selbst wenn von der spätmittelalterlichen Kunst der religiösen Blumensprache kaum mehr etwas im Alltagswissen geblieben ist, als allegorischen Hinweis auf die Überwindung des Todes verstehen. Denn klingt nicht auch uns noch eine Empfindung des Schönen in den Farben erwachenden Lebens nach, das in Weiß und Grün und Gelb aus dem kalten Schnee erblüht? Schauen wir nicht immer wieder hin, wenn durch die aufreißende Schneedecke ein grüner Horst Schneeglöckchen mit seinen weißen Blüten bricht und den nahenden Frühling ankündigt? Und trifft nicht für diesen Blick auf die kleinen Frühlingsblumen, der uns zum Nachdenken über Tod und Leben anregt, eine Ahnung jenes großen Gedankens von Emanuel Geibel zu, den er in kleine Verse fasste: „Jede blühende Pflanze, die mit Düften sich füllt, trägt in sich das ganze Weltgeheimnis verhüllt.“

S. Becker

Bücherschau

Kulturdenkmäler in Hessen: Landkreis Marburg-Biedenkopf II. Gemeinden Ebsdorfergrund, Fronhausen, Lohra und Weimar, hrsg. vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen durch Helmuth K. Stoffers. (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland) Wiesbaden 2017, 714 S., zahlr. Abb. farb. u. sw, Karten.

Nun endlich liegt in der Reihe der Denkmaltopographien der gewichtige Band zur südlichen Marburger Landschaft vor, 2017 erschienen, aber ausweislich des in Auswahl beigefügten Literaturverzeichnisses bereits 2012 abgeschlossen, vermutlich sogar früher, denn wichtige Beiträge zu Baudenkmalern der behandelten Gemeinden sind nicht aufgenommen (Gerald Bambergers oben schon mitgeteilte Aufsätze zur Baugeschichte der Kirche in Allna von 2007 und 2010, die Ortschroniken von Allna und Niederwalgern, dann aber auch ältere Aufsätze wie die von Azzola/Mohn zu den barocken Grabsteinen in Wolfshausen und von Azzola zu Oberwalgern). Das ist ärgerlich, denn damit bleiben gründliche Dokumentationen für künftige Recherche verschlossen, ja werden auch Datierungen nach stilistischen Gesichtspunkten vorgenommen, die in der inzwischen vorliegenden Literatur genauer (und erstaunlich abweichend!) erschlossen worden sind. Hier hätte die verstrichene Zeit bis zur Drucklegung noch für eine gründliche Überarbeitung und Ergänzung genutzt werden müssen. Doch liegen nun aus den Ortsteilen der Gemeinde Weimar und den umliegenden Gemeinden selbst gegenüber der zweibändigen Dehio-Neuausgabe sehr viel umfangreichere Darstellungen der Gesamtanlagen historischer Ortskerne und ihrer Einzeldenkmäler vor, die auch für die lokalgeschichtliche Forschung erste Orientierungen geben. Die fleißige Nutzung sei daher sehr empfohlen! SB

Die Hessische Senke

von Günther Klein

Es ist seit langem bekannt, dass die Hessische Senke in vorgeschichtlichen Jahrhunderten einer der wichtigsten Räume für kulturelle Begegnungen gewesen ist. Trotz großer Fortschritte in der Wissenschaft und Forschung ist noch vieles gerade in unserer Heimat im Dunkel der Vergangenheit.

Schon die ersten „Hessen“, Eiszeitmenschen im Kreise Ziegenhain, überraschen uns mit ihren Kunstfertigkeiten in der Bearbeitung der Faustkeile, in der es die Siedler um Lenderscheid mit den ‚französischen‘ Meistern ihrer Zeit aufnehmen konnten.

Natürlich waren die Menschen damals an die Quarzitvorkommen als Schlagplätze ihrer Werkzeuge gebunden, wie ja auch die Ursiedler von Mardorf das Gestein von Homberg/Ohm holen mussten.

Aber, wie Funde belegen, herrschte bereits 3500 – 2500 v. Chr. (Jungsteinzeit) in den großen Dörfern ein munteres Treiben der bäuerlichen Siedler, die vom Ackerbau lebten. Bei Bracht zum Beispiel wurde damals schon Gerste angebaut, man lebte auch von Weizen und Hirse. Da keine Waffen und Jagdgeräte aus dieser Zeit gefunden wurden, lässt dies den Schluss zu, dass es doch sehr friedfertig zugeing. Das Fehlen der Jagdgeräte könnte aber

auch bedeuten, dass die damaligen Menschen „Schlingensteller“ waren.

Aber auch ganz in unserer Nähe gibt es Hinweise auf jungsteinzeitliche Siedlungen - die berühmten „Lohraer Tassen“.

Die Funde in der Kiesgrube zwischen Argenstein und Niederweimar belegen, dass bereits ca. 9500 - 5600 v. Chr. hier Menschen gelebt haben. In der Zeit um 500 – 300 v. Chr. lebten in unserer Region die Kelten. Dies belegen Grabfunde bei Bellnhausen und Germershausen.

Für die Zeit um 900 – 700 vor Chr., der beginnenden Eisenzeit, gibt es keine Funde auf den Lahnbergen oder im Lahntal. Wo mögen unsere Ahnen wohl gewesen sein? Die einzig bekannten Funde aus dieser Zeit gibt es in Schönbach und auf der Amöneburg.

Je näher man der Zeit um Christi Geburt kommt, desto mehr Belege finden sich, dass die Hessische Senke ein Schauplatz historischer Ereignisse, Durchgangsland und Völker-treffpunkt war. Zu den Besonderheiten aus dieser Zeit gehören die Burgenbauten der Kelten Glauberg, Dünsberg, Amöneburg, Altenburg oder Milseburg (Quelle: Zeitschrift Hessenland 1955).

Kleine Mitteilung

Scherbenfunde von der Wüstung Bracht. Das Dorf Bracht lag im Dietzbachtal 1 km östlich von Damm. An diesen ausgegangenen Ort erinnern heute noch die Flurnamen Brächter Hof, Brächter Acker (so schon 1782), Brächterstrauch, Brachter Gemeinde, aber auch Grenzsteine wie der große Stein an der Landstraße von Niederwalgern nach Damm an der Abzweigung nach Stedebach, auf dem der Name Bracht die Grenze der alten Gemarkung des untergegangenen Dorfes markiert.

Die erste urkundliche Erwähnung der Siedlung datiert ins Jahr 1263. Der Name des Ortes, damals als *villa* (Dorf) bezeichnet, wurde *Brath* (1263), *Brait* (1297), *Bracht* (1374), *Brachte* (1375) und zuletzt *Bracht* (1476) geschrieben. 1374 ist es als zum Gericht Oberwalgern gehörig erwähnt, Abgaben und Dienste aber wurden 1372 und später an das Gericht Lohra geleistet. 1377 war das Dorf vom Landgrafen an den Ritter Emmerich von Linden versetzt, 1408 erhielten die Rau von Holzhausen die Hälfte der Pfandschaft, 1476 gehörte die Gemarkung des

nun wüstgefallenen Dorfes zum Deutsch-Ordens-Gericht Stedebach (Landau, Georg: Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen. Kassel 1858, ND Vellmar 1999, S. 193) – das Dorf war also in der spätmittelalterlichen Wüstungsphase (Born, Martin: Die Entwicklung der deutschen Agrarlandschaft. [Erträge der Forschung 29] Darmstadt 1974) aufgegeben worden. 1592 hatten die in der Feldmark der Wüstung Begüterten am ungebotenen Ding in Oberwalgern teilzunehmen. Verständlich ist, dass der Deutsche Orden mit seinem zeitweilig sogar zur Kommende aufgestiegenen und mit einer Wasserburg aufgewerteten Hof Stedebach ein ausgeprägtes Interesse an Dorf und Feldmark hatte; er erwarb schon 1263 von Ritter Gumbert Hobe herr dessen in Ganerbschaft mit den von Biedenfeld und von Wolfskehl besessene Güter mit allem Zubehör (Wyss, Arthur: Hessisches Urkundenbuch. Urkundenbuch der Deutschordens-Ballei Hessen. [Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven 19] Abt. 1,

Bd. 1, Leipzig 1884, Nr. 192). 1364/1375 ist ein Hof des Deutschen Ordens in Bracht mit 23 Morgen Ackerland und 1 Morgen Wiesen genannt. Auch der Landgraf von Hessen übertrug seinen Besitz in der Feldmark dem Deutschen Orden, der seine Rechte wahrte, als sich 1557 ein Einzelsiedler auf der Wüstung niederließ. Der noch 1588 erwähnte Zehnte war Lehen der von Hohenfels; die Feldmark der Wüstung wurde, als der Orden den Hof Stedebach nicht mehr selbst bewirtschaftete, sondern in Landsiedelleihe vergab, von Bauern aus Damm und Stedebach bestellt (zu allen vorstehenden Daten vgl. Historisches Ortslexikon Marburg. Ehemaliger Landkreis und kreisfreie Stadt, bearb. von Ulrich Reuling. [Historisches Ortslexikon des Landes Hessen 3] Marburg 1979, S. 39). Im Brächter Wald holten die Knechte des Lauersch-Hofes in Niederwalgern alljährlich viele Wagen Brennholz, wie der Lauersche Verwalter Johann Heinrich Stingel im Tagebuch dieses großen Hofes in den 1860er Jahren mehrfach notierte (Becker, S.: Dienstherrschaft und Gesinde in Kurhessen. Das Tagebuch des Johann Heinrich Stingel zu Niederwalgern als Quelle zur Geschichte der Lebens- und Arbeitswelt unterbäuerlicher Schichten im 19. Jahrhundert. [Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 22] Kassel 1991).

An dieser Wüstung hatte Helmut Heck (1939-2005) aus Niederwalgern, der sich im Ruhestand intensiv für die Erforschung der Lokalgeschichte im südlichen Kreisgebiet einsetzte und sich auch an der Bergung archäologischer Spuren abgeschossener Flugzeuge aus dem Zweiten Weltkrieg und der Recherche zu ihren Piloten beteiligte, ein besonderes Interesse entwickelt. Immer wieder nutzte er die Zeit der Frühjahrs- und Herbstbestellung, um Lesefunde auf den Äckern aufzusammeln, die er akribisch verzeichnete und dokumentierte. Leider ist die Fundsammlung und ihre Dokumentation nicht erhalten geblieben; aus den nach seinem Tod entsorgten Scherben habe ich jedoch einige markante Fragmente bergen können, die hier mitgeteilt werden sollen, weil sie einen Eindruck vom spätmittelalterlichen Gebrauchsgeschirr in unseren Dörfern vermitteln.

Abbildung 1.1 zeigt einen Grapenfuß von weißlich-grauer, aus stark gemagertem Ton geformter Irdenware; das Gefäß war außen unglasiert, innen aber mit ockergelber Glasur überzogen. Unglasiert ist Irdenware durchlässig für Flüssigkeiten, aber hitzebeständig und eignet sich daher zum Kochen; das innen glasierte Gefäß konnte zur Aufbewahrung und zum Erhitzen von flüssigen Nahrungsmitteln verwendet werden. Grapen waren dreibeinige, zum Kochen in der Glut bestens geeignete irdene Töpfe; um ihre typische Form zu zeigen, ist hier die von Rumpf angefertigte Zeichnung eines spätmittelalterlichen Grapens aus der Grabung auf Burg Blankenstein bei Gladenbach beigelegt (Abb. 2). Die wegen der drei töneren Füße auch auf unebenem Boden standfesten Grapen zeigen die Weiterentwicklung der zu vielfältigem Gebrauch, besonders zur Aufstellung in der Herdglut geeigneten mittelalterlichen Kugeltöpfe (Fasthauer, Paul: Die mittelalterlichen Kugeltöpfe als Gebrauchsgeschirr, die Gründe der Formgestaltung und das Herstellungsverfahren. In: Zeitschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 38, 1954, S. 220-232; Walter Bauer: Zur Herstellung der mittelalterlichen Kugeltöpfe. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde 65/66, 1954/55, S. 243-247). Zu einem kleinen Kugeltopf, vermutlich mit Ausguss, gehörte auch das Fragment 1.2, ein kleiner Henkel, dessen leicht rötlichgrauer Scherben bereits eine leichte Versinterung aufweist, also mit höhe-

rer Temperatur gebrannt wurde. Rumpf hat solche Kugeltöpfe mit Ausguss aus Marburger Bodenfunden gezeichnet (vgl. Rumpf, Karl: Gefäßformen der volkstümlichen hessischen Töpferei. In: Hessische Blätter für Volkskunde 51/52, 1960, S. 235-276). Zu Kugeltöpfen gehörten vermutlich auch die beiden Randscherben aus hellockergelber, stark gemagerter Irdenware mit zeittypischen Randformen: 1.3 mit unterschrittener Topfkarnies, 1.4 mit Keulenrand.



Abb. 1: Scherbenfunde von der Wüstung Bracht: Irdenware

Grapen waren nicht nur in der mittelalterlichen Gefäßkeramik häufig, sondern machen auch noch in frühneuzeitlichen Funden bis ins 18. Jahrhundert hinein die Masse der groben Irdenware aus. In solchen Scherbenfunden sind als auffälligste Fragmente ihre erhaltenen Füße zu entdecken, und Rußspuren an den Gefäßunterseiten zeigen ihre Verwendung am offenen Herd. Während mit der massenhaften industriellen Fertigung und Verbreitung gusseisernen Back- und Kochgeräts im 19. Jahrhundert die irdenen Grapen außer Gebrauch kamen, blieb ihre Bezeichnung erhalten: So ist der *Groppe*, wie der große gusseiserne Kochtopf im oberhessischen Dialekt noch heute genannt wird, nichts anderes als der in niederdeutschen Idiomen Grapen genannte Dreibeintopf zum Kochen. Darin lässt sich also bereits die Übertragung der Bezeichnungen für die Irdenware auf die substituierenden Materialien, mithin die lange Nachwirkung des Getöpferen bis weit in die Industriegesellschaft hinein erkennen.

Crecelius schrieb ganz richtig „der Groppen (Grobbe, Groppe Mz. wie Einzahl) d.i. der aus Eisen oder gemischtem Metall gegossene Kochtopf“ und riet davon ab, „Kroppen“ zu schreiben wie in einer Bekanntmachung des Frankfurter Polizeiamts vom 16. Februar 1848, in der „ein eiserner Bügelkroppen“ erwähnt wurde (Crecelius, Wilhelm: Oberhessisches Wörterbuch. Darmstadt 1897/99, S. 437f.). Als Quellen führte er die Hausrechnung Luthers an (vgl. ebd., S. 438, nach Zeitschrift für

historische Theologie 1846, S. 412) sowie das Wörterverzeichnis des Erasmus Alberus von 1540, der nach der Form „Gropp Tripus aereus“ schrieb und das irdene Gefäß meinte (Erasmus Alberus: *Novum dictionarii genus*. 1540; vgl. Kummer, Wilhelm: *Geschichtliche Volkskunde der Wetterau nach den Schriften des Erasmus Alberus*. In: *Hessische Blätter für Volkskunde* 30/31, 1932, S. 1-87). Alberus wurde als Sohn eines Schulmeisters in Sprendlingen (Dreieich) geboren, wuchs aber in Nidda auf und promovierte 1543 in Wittenberg. Das Wörterverzeichnis verfasste er zur Zeit seiner Pfarramtstätigkeit in Staden. Außer diesem oberhessischen, aus der Alltagssprache des 16. Jahrhunderts geschöpften Beleg wies Crecelius auch auf Gedichte von Johann Heinrich Voß, Johannes Falk und anderen hin. In seinem Versuch zur Etymologie bezog er sich auf Weigands Artikel in den *Intelligenz-Blättern* 1844 und führte ‚Grapen‘ auf das ahd. *gruipo*, ‚Röstpfanne‘, aus der Vorsatzsilbe *ge* und *riopan*, ‚rösten‘, zurück. Auch wenn diese Etymologie heute zweifelhaft ist (vgl. Hildebrand, Reiner: *Ton und Topf*. Zur Wortgeschichte der Töpferware im Deutschen. In: *Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen* 3, 1963, S. 297-441, hier S. 343f), bemerkte Crecelius damit doch funktionale Aspekte in den Bezeichnungen materieller Kultur, die ja auch für die Übertragung des Begriffs auf den eisernen Kochtopf zuträfen.



Abb. 2: Grapen aus der Grabung Burgruine Blankenstein, 15. Jhdt.; Zeichnung von Karl Rumpf 1960 (Bildarchiv Foto Marburg 920.101)

Wohl nicht ohne Grund haben sich auch andere Gefäßbezeichnungen über viele Jahrhunderte erhalten. Im oberhessischen Dialekt wird noch heute ein Krug *Krou* genannt; es ist das ahd. *krüselin*, mhd. *kruse*. Kluge vermutet griech. *krōsōs* m., ‚Krug‘, als Herkunft (Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 23. erw. Aufl., bearb. von Elmar Seebold. Berlin/New York 1999, S. 484). Im *Salbuch* von 1374 heißt es in einer Aufstellung des Gesindelohns am Marburger Hof: *Item dem ulner gybet man iares eynen rok unde eyn maldir kornes* [dem Eulner = Töpfer gibt man jährlich einen Rock und einen Malter Korn = Brotgetreide]. *Dar umbe sal he kruse unde ulen dopen uff die burg unde in*

den hob gebin, wan unser herschaf zcu Marpurg ist – es sollten also Krusen auf die Burg und an den Hof geliefert werden (wenn die Herrschaft sich in Marburg aufhielt) und eulerne (irdene) *dopen* (vgl. Küch Friedrich: Die ältesten *Salbücher* des Amtes Marburg. In: *Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde* 29, 1905, S. 145-258, hier S. 211). Auch dieses *dopen* finden wir ja noch heute im Dialektwort *Dippe* für ein irdenes Gefäß; Kluge (S. 828) stellt es zum westl. ahd. *dupfen*, *duppen* (ostmitteldt. dagegen *topf*), wobei die Herkunft unklar ist, vielleicht zu altengl. *dyppan*, ‚eintauchen‘; vgl. zum westmitteldeutschen ‚Düppen‘ auch Hildebrand, *Ton und Topf*, S. 321. Er weist das mit *olla* glossierte *dupfen* im Glossar der Hildegard von Bingen nach und nimmt ahd. *duppin* n. als Grundform an. Das *ulen*, ‚eulern‘, geht natürlich auf die Berufsbezeichnung ‚Eulner‘, ‚Aulner‘, für den Töpfer zurück – von lat. *olla*, *aula*, ‚Topf‘.

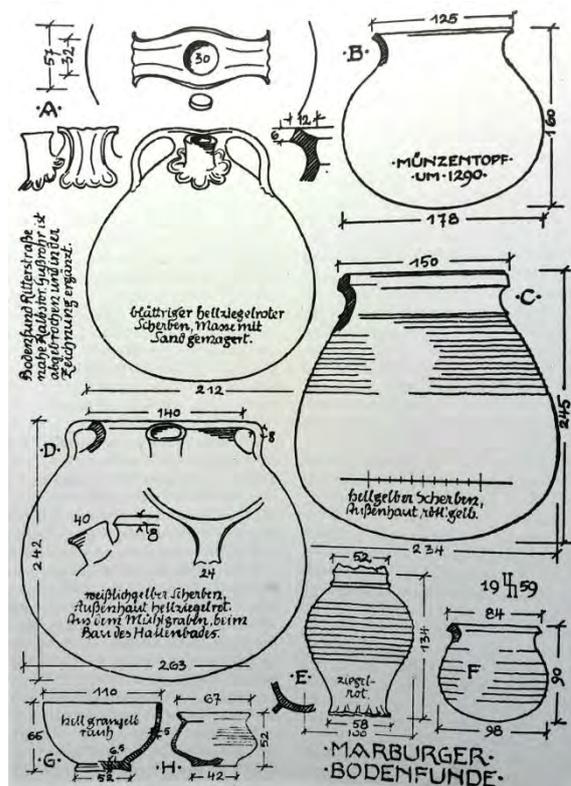


Abb. 3: Spätmittelalterliche Irdenerware aus Marburger Bodenfund, Kugeltöpfe, Becher und kleiner Krug mit Wellenfuß; Zeichnung von Karl Rumpf 1959 (*Hessische Blätter für Volkskunde* 51/52, 1960)

Zu den spätmittelalterlichen Krusen (Krügen), wie sie auf dem Marburger Schloß wie im Dorf Bracht als Trinkgefäße und zur Aufbewahrung von Öl verwendet wurden, dürften die Fragmente 4.1 bis 4.4 und 4.6 gehört haben: es ist weitgehend durchgesintertes Faststeinzug der sogenannten Dreihäuser Ware, die aber ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Marburg hergestellt wurde (Bodenfunde aus den Ausgrabungen in der Baugrube des Biegenecks mit Abraumhalden aus Brennöfen zeigen das Formrepertoire dieser Marburger Produktion). Die Fragmente 4.1 bis 4.4 sind Bodenrandscherben mit Wellenfuß, wie er auch von Rumpf auf der Tafel mit Gefäßformen von Marburger Bodenfund dargestellt ist (unten Mitte). Deutlich zu erkennen ist, insbesondere beim

Fragment 4.4 und dem Henkelbruchstück 4.6, die dann auch für das Dreihäuser Steinzeug typische dunkle, schokoladen- bis violettbraune Engobe, deren Farbe vom Eisen- oder Mangengehalt herrührt (Höck, Alfred: Beiträge zur hessischen Töpferei II. Dreihäuser im Kreis Marburg. In: Hessische Blätter für Volkskunde 57, 1966, S. 137-148; Schomber, Helmut: Dreihäuser Steinzeug. Ein hessisches Töpferdorf und seine Geschichte. Ebsdorf 1997). Zu einem größeren Topf mit Keulenrand gehörte das Fragment 4.5 mit fast durchgesinterter Scherbe ohne Engobe. Solche Steinzeugtöpfe waren als Gebrauchsgeschirr für die Hauswirtschaft bis weit ins 20. Jahrhundert hinein wichtig. Sie wurden meist *Boarn* (‚Baren‘) genannt; Crecelius (Oberhessisches Wörterbuch, S. 93) wies das Wort für die Gegend von Alsfeld und Lauterbach, in der Ohmgegend und um Lollar nach, Vilmar (Idiotikon von Kurhessen. Marburg/Leipzig 1868, S. 26) auch für das nördliche Niederhessen, doch war es in der Marburger Landschaft allgemein gebräuchlich. ‚Baren‘ wurden als hohe und schlanke oder niedrige Vorratsgefäße mit weiter Öffnung als Sauerrahmtöpfe zum Entrahmen der Milch genutzt (*Milchboarn*), zur Aufbewahrung des Schmalzes (*Fettboarn*) oder des Birnen- und Zwetschenmuses (*Huingkboarn*). Das Wort ‚Bare‘ kommt von ahd. *bara*, mhd. *bare*, das eigentlich ein Gerät bezeichnete, mit dem getragen wurde (hier also zum Tragen von Flüssigkeiten oder zähflüssiger Nahrung), davon dann weiterentwickelt die heutige Wortbedeutung von Bahre, ‚Leichenbahre‘. Die alte Bedeutung ist noch (freilich tautologisch) in ‚Tragbahre‘ erhalten (auf die sprach- und kulturgeschichtlichen Bezüge der Keramik habe ich ausführlicher hingewiesen in der Einführung zum Tagungsband: Keramik und Landesgeschichte, hrsg. von Thomas Schindler und Paul Jürgen Wittstock. [Marburger Beiträge zur hessischen Geschichte 20] Marburg 2008, S. 9-18).

Diese Bedeutung der Keramik in der Kulturgeschichte aber wird vor allem in unserem Dialektwort für die Tasse deutlich, wie sie (als Becher) schon im Spätmittelalter im Gebrauch war; Rumpf hat ein Beispiel in seiner Tafel mit Marburger Bodenfinden gezeigt (Abb. 3, links unten). Noch heute ist an den Kaffeetafeln in den Dörfern der Marburger Landschaft hin und wieder zu hören: *Geab mer möl e Kebbche Kaffee* – das Wort *Kebbche* (‚Köpfchen‘) oder auch *Dassekebbche* (‚Tassenköpfchen‘ zur Unterscheidung von der ‚Untertasse‘) geht auf den alten, im 16. Jahrhundert vielfach belegten Ausdruck ‚Kopf‘ für die henkellose Tasse oder kleine, halbrunde Schale zurück, der seit dem 8. Jahrhundert für den Becher, ahd. *kopf*, *kupf*, gebraucht wurde und im Englischen als *cup* aus altengl. *cuppe* erhalten ist. Erasmus Alberus hat *Mastus, poculi genus a similitudine mammae ein kopff* (vgl. Kummer, Geschichtliche Volkskunde der Wetterau, S. 27; Rumpf, Gefäßformen, S. 245). Er wurde früh entlehnt aus dem lateinischen *cupa*, *cuppa*, ‚Becher‘, und ersetzte schließlich als expressives Bild (‚jemandem den Becher einschlagen‘) das alte Wort Haupt (ähnlich französisch *tête* f. aus dem lateinischen *testa* f., ‚aus Ton gebranntes Gefäß, Scherbe‘, welches das alte Wort *caput* n. ersetzt; zur Bedeutungsübertragung vgl. Augst, Gerhard: ‚Haupt‘ und ‚Kopf‘. Diss. Mainz 1970). Die Gefäßbezeichnung ist also zu einem Begriff für den promi-

nentesten Teil des menschlichen Körpers geworden – in Kultur und Sprache haben sich die von Meisterhand aus der bloßen Erde geformten und dauerhaft, hitze- und flüssigkeitsbeständig gebrannten Gefäße tief eingepägt, haben weit mehr, als wir es meist ahnen, ihre Spuren ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben.



Abb. 4: Schervenfunde von der Wüstung Bracht: Faststeinzeug Dreihäuser Art

Warum lohnt es sich, über die unscheinbaren Scherven nachzudenken? Sie gehörten zu Gefäßen, die im Spätmittelalter von Menschen genutzt wurden – wie die Menschen sind auch ihre Häuser längst verschwunden. Spuren der Siedlung Bracht, die vor fünfeinhalb Jahrhunderten aufgegeben wurde, finden sich noch im Staatsarchiv, Spuren der Menschen aber, die dort gelebt haben, nur noch auf den Äckern der Gemarkung – an sie erinnern nur noch die Scherven. Vermutlich haben damals schon die Einwohner des Dorfes Bracht diese Gefäße mit Worten bezeichnet, die auch wir noch kennen und verwenden: *Grobbe*, *Boar*, *Krous* und *Kebbche* – obwohl die Keramikgefäße oft schon seit Generationen nicht mehr im alltäglichen Gebrauch sind, obwohl die Formen und Materialien, aus denen unser Geschirr heute hergestellt ist, verändert wurden, sind die Worte geblieben. Sprache vermittelt uns also eine *longue duree*, eine lange Dauer in der Kulturgeschichte, die uns mit den Menschen im Dorf Bracht des Spätmittelalters verbindet. Doch mit den letzten Dialektprechern werden sich in ganz naher Zeit auch diese Worte verlieren.

S. Becker

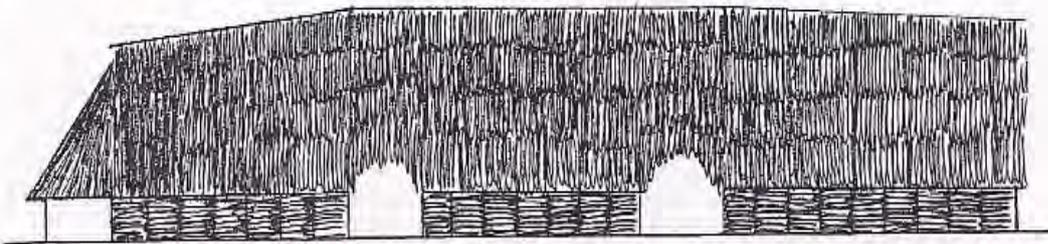
Unsere Dörfer im Wandel der Zeit

von Hans Schneider

Wir wissen nicht, wie und wann unsere Dörfer entstanden sind. Viele Gemeinden haben ihre Ersterwähnung gefeiert, andere werden dies noch tun. Bei der Repräsentation des ersten geplanten Gebäudes auf dem Areal der Zeiteninsel in Weimar-Argenstein am 29.11.2016 im Rathaussaal der Gemeinde Weimar wurde durch den wissenschaftlichen Beirat ‚Zeiteninsel Archäologisches Freilichtmuseum Marburger Land‘ gezeigt, dass bereits vor rund 4.800 Jahren v.Chr. größere Gebäude mit einer Länge von 60 Metern von Menschen errichtet wurden und bewohnt waren. Das im Jahr 1882 freigelegte Gräberfeld bei Rössen im Saalekreis, Sachsen-Anhalt, gibt hierfür den Beweis. Im Dezember 2016 berichtet die Oberhessische Presse von gleichen Funden bei Grabungen in Heskem/Ebsdorfergrund. Hier wurde von zusammenhängenden Gebäuden gesprochen.

Unsere Dörfer haben sich in den letzten 100 Jahren dermaßen verändert, dass vielerorts die landwirtschaftlichen Strukturen in den Hintergrund getreten sind. Aus den ursprünglich reinen Bauerndörfern sind in dieser kurzen Zeit vielfach Wohnsiedlungen entstanden. In Jahrtausenden haben unsere Dörfer nicht solch einen rasanten Wandel erlebt, wie gerade in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg. Technische Geräte haben die Menschen ersetzt. Frauen und Männer, die bis dahin in der Landwirtschaft Arbeit und Brot fanden, mussten sich anderweitig Tätigkeiten suchen. Als heute 81-Jähriger habe ich diesen Wandel miterlebt und schreibe meine Erinnerungen für nachkommende Generationen hiermit auf. Ich will aufzählen, was sich so alles in den Dörfern in der doch kurzen Zeit verändert hat.

Mit meinem Aufsatz verfolge ich keine



Sammler und Jäger machten sich vor etwa 7.000 Jahren sesshaft und bauten mit primitiven Werkzeugen Gebäude aus Stämmen, die sie vor Ort vorfanden. Viele Menschen oder ganze Sippen wohnten in solchen Häusern. Sie fingen an, Gemüse, Erbsen, Emmer und Einkorn sowie sonstiges Essbares anzubauen und Tiere zu halten. Man kann davon ausgehen, dass aus diesen Siedlungen unsere Dörfer entstanden sind. Aber eine Gewissheit darüber gibt es nicht. Auch die Namen der Siedlungen, also der Dörfer, müssen später entstanden sein.

Planung für das erste Bauwerk auf dem Areal der Zeiteninsel in Weimar Argenstein.

Das Gebäude wird maßstabgerecht nach den Grabungsfunden in Weimar entstehen. Hinweise für die Holzverbindungen der zu verwendenden Holzarten, Dachdeckungsmaterialien zur Dachkonstruktion sind bei den Genehmigungsunterlagen einzusehen.

wissenschaftlichen Ziele. Ich schreibe einfach auf, was ich in unserem Dorf und in anderen Dörfern unserer Gemeinde an Veränderungen miterlebt habe, und was mir persönlich ältere glaubhafte Zeitzeugen aus früheren Jahren und Zeiten berichtet haben.

Im Laufe der Jahrhunderte erlangten die Menschen aus den Siedlungen der Steinzeit/Jungsteinzeit handwerkliche Fähigkeiten. Es entwickelten sich also Handwerker jeglicher Art, die eben die notwendigsten und einfachsten Arbeitsgeräte für die Menschen herstellten oder Kleidung anfertigten. Aufzuzählen wären: Der Schmied, der Stellmacher (Wagenbauer), der Schreiner, der Schuhmacher, der Schneider, der Töpfer, der Küfer, der Metzger, der Bäcker, die Gastwirte usw. Noch weitere Berufe wären zu nennen, für die keine besondere Ausbildung erforderlich ist:

Der Schäfer, der Schweinehirt, die Gänsefrau, welche die Tiere der Bauern tagsüber in ihre

Obhut nahmen und im Feld oder Hutewald hüteten. Als Vergütung erhielten diese Personen (Tagelöhner) mehrheitlich die Verpflegung und eine geringe Menge Naturalien. Das war noch so bis etwa in die 1920er Jahre. Viele

Gemeinden besaßen als Unterkunft für ihre Hirten das „Hirtenhaus“, das diese bewohnen konnten, soweit sie keine eigene Wohnung besaßen.



Die Aufnahme entstand Mitte der 1930er Jahre und zeigt Schmiedemeister Karl Fegmeier und Stellmachermeister Johannes Heuser (mein Großvater), der einen Ackerwagen hergestellt hat, der vom Schmied Fegmeier beschlagen wurde.

Nur noch wenige dieser aufgelisteten Handwerksbetriebe sind in unseren Dörfern erhalten geblieben. Aufkommende Industrieerzeugnisse ersetzen die bis dahin vom Handwerk hergestellten Gegenstände und Waren. Ich habe das persönlich erleben müssen. Mein Großvater betrieb eine Stellmacherei. Daher lag es nahe, dass mich meine Eltern diesen Beruf auch erlernen ließen. Meine Lehre erfolgte in den Jahren 1949 bis 1952. Der Beruf machte mir auch Spaß, und so übernahm ich nach erfolgreichem Abschluss der Gesellenprüfung und nachfolgender Meisterprüfung die Stellmacherei des Großvaters. In diesen Jahren gab es in meinem Beruf noch viel zu tun. Viele der landwirtschaftlichen Geräte wurden aus Holz hergestellt. Dazu gehörten in erster Linie

Ackerwagen, Kutschen, Schiebkarren, Obstleitern, Stiele jeglicher Art, Karren und vieles mehr. Ich selbst habe während meiner Selbstständigkeit nur noch einmal einen neuen Ackerwagen hergestellt.

Mitte der 1950er Jahre begann der Wandel. Industrieprodukte ersetzen das Handwerk. Manch ein Handwerksbetrieb kam in Bedrängnis und musste aufgeben. Die Aufträge fehlten. Das betraf auch meinen Beruf. Der Beruf des Stellmachers wurde nicht mehr gebraucht. Ich habe mich weitergebildet und bin im Jahr 1966 als Angestellter von der Gemeinde in die Verwaltung übernommen worden. Der kaufmännische Teil meiner Meisterprüfung war mir hierbei hilfreich. Nach rund 30 Jahren Beschäftigung und hiervon 25 Jahre

als Leiter der Finanzabteilung wurde ich im Jahr 1998 in den Ruhestand verabschiedet. Ich bin also mit einem ganz anderen Beruf aus dem Arbeitsleben ausgeschieden, als dies bei meiner Ausbildung im Handwerksberuf vorgesehen war und ich mir das vorgestellt hatte.

Ein mir gut bekannter einheimischer Mitbürger, geb. 1910, hat mir vieles aus seinem Leben und seinen Erinnerungen wie folgt erzählt: „Ich war ein Junge von etwa 10 Jahren, da musste ich täglich nach der Schule dem Schäfer das Mittagessen in den Wald zur Schafhute bringen. Die Schafe gehörten verschiedenen Bauern. Sie bildeten zusammen eine Herde. Sie waren gezeichnet und jedes Schaf ging abends wieder in den Stall des jeweiligen Eigentümers zurück. Den Schweine-

hirten und auch die Gänsefrau habe ich noch gekannt. Sie gingen täglich durch das Dorf, wo die Bauern ihre Ställe aufmachten und ihre Schweine und ihre Gänse heraus laufen ließen, die von dem Hirten und der Gänsehüterin in Empfang genommen wurden. Dazu muss ich dir noch etwas Spaßiges erzählen: Die Gänsefrau kannte jede Gans eines Bauern mit dessen Namen. Sie war den ganzen Tag mit den Gänsen am Schimpfen und fluchen, wenn das Federvieh nicht so lief, wie sie wollte. Ich kann auch sagen, dass die Bauern damals nicht so viele Tiere hielten. Auf den Bauernhöfen war viel Personal beschäftigt (Mägde und Knechte), es musste ja alles in Handarbeit erledigt werden.



Das Bild zeigt die Dorfstraße in Niederweimar im Jahr 1929. Zu sehen sind die Schmutzwasserrinnen (Druseln), die beidseitig in der Straße vorhanden waren. In der Mitte der 1930er Jahre wurde der Oberwasserkanal verlegt. Hier ist Frau Muth zu sehen, die etwas vorhatte.

Der Zeitzeuge weiter: „Zunehmend kamen Maschinen auf, welche die Handarbeiten ersetzten. Ich habe auch miterlebt, wie im Jahr 1915 der erste Strom nach Niederweimar kam. Zunächst nur als Wechselstrom für Licht, und etwa zwei Jahre später auch der Drehstrom für die Motoren. Mit dem Einzug der elektrischen Energie wurden Schwerarbeiten, die bisher durch Muskelkraft erledigt werden mussten, nun durch den Motor übernommen. Die Elektrizität brachte große Erleichterungen auf allen

Gebieten für die Menschen, die auf den Höfen beschäftigt waren. Von nun an waren die Straßen auch nachts beleuchtet“.

Die Erzählungen des Zeitzeugen über Arbeitsabläufe im Dorf und auf den Bauernhöfen habe ich persönlich noch größtenteils miterlebt. Die weiteren Dörfer in unserer Gemeinde Weimar erhielten ebenso Zug um Zug den elektrischen Strom, wobei der Ort Allna erst im Jahr 1928 angeschlossen wurde.



Der Landarbeiter Johann Hilberger, Niederweimar, beschäftigt auf dem Bauernhof Franz, später Plitt, ist mit seinem Pferdegespann auf dem Weg zur Feldarbeit. Die Aufnahme entstand Ende der 1920er Jahre und zeigt die alte Dorfstraße in Niederweimar.

Meine Eltern besaßen eine kleine Landwirtschaft mit zusammen ca. 8 Hektar Ackerland, Wiesen und Wald. Es wurden drei Kühe, Kälber und Jungvieh sowie ein paar Schweine gehalten. Vater hatte weitere Tätigkeiten, wodurch eine Hilfskraft (Dienstmädchen) für die Arbeit in der Landwirtschaft benötigt wurde. In den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg, also 1945-49, war ich 10-13 Jahre alt. Im Winter wurde das Brennholz geschlagen. Vater

sagte: „Das Wetter lässt es zu, und wir gehen Holzmachen“. Säge, Axt und Keile wurden zum Abmarsch vorbereitet und „du gehst mit“, sagt Vater zu mir. Ob ich wollte oder nicht, ich musste nach der Schule mitgehen.

Es war eine schwere und gefährliche Arbeit, die Stämme zu fällen, auseinander zu sägen, und aufzuspalten sowie zu stapeln. Alles erfolgte in Handarbeit mit Schrotsäge, Axt und Keilen. Wir brauchten als Wintervorrat ca. 6

bis 8 Raummeter Brennholz. Im Frühjahr wurde das gestapelte Holz mit dem Kuhgespann aus dem Wald nach Hause gefahren, zu Brennholz kleingeschnitten und gespalten. Zum Trocknen brachte man die Holzstücke in den

Schuppen. Wenn in einem Jahr Bucheckern reiften, waren viele Menschen im Wald anzutreffen, um diese Früchte zur Ölherstellung einzusammeln. Auch Eicheln wurden für die Schweinemast gesammelt.



Die beiden Holzfäller, Heinrich Leinweber und Adam Hettche, gönnen sich ein kleines „Päuschen“. Waldarbeit war und ist eine schwere und gefährvolle Tätigkeit. Für diese sichtbare große Fichte brauchten die beiden Männer ca. 2-3 Stunden, bis sie zu Fall kam. Heute benötigt eine Fachkraft mit der Motorsäge für das Fällen dieses Baumes etwa 10 Minuten.

Wie sich unsere Dörfer verändert haben, geht schon daraus hervor, dass hier in Niederweimar seit etwa der Jahrtausendwende keine Milchkühe mehr gehalten werden, waren es doch im Jahr 1950 noch etwa 220 Tiere. Die Anzahl der landwirtschaftlichen Betriebe haben sich gegenüber 1950 um geschätzt zwei Drittel verringert. Die verbliebenen landwirtschaftlichen Betriebe bewirtschaften die Ländereien derer mit, die ihre Betriebe aufgegeben haben. Wenn ich durch das alte Dorf gehe, sehe ich viele fremde Menschen auf der Straße und aus den Fenstern schauen, die ich nicht kenne und sie mich auch nicht. Ein Gruß und ein „Schwätzchen“, wie es einmal war, ist Vergangenheit. Die Menschen früher kannten

sich alle, weil sie die gleichen Interessen verfolgten. Es gibt keinen Misthaufen mehr auf dem Hof. Stattdessen Parkplätze für PKWs. Wenn die Geburt eines Fohlens oder eines Kalbes bevorstand, hatten sich die Nachbarn auf eventuelle Hilfe eingestellt. Wenn „Not am Mann“ war, wusste der Bauer, dass er Hilfe erwarten konnte. Aus den Gebäuden, in denen einst Kühe, Pferde oder Schweine eine Bleibe hatten, sind Wohnungen entstanden. Die drei Gastwirtschaften in Niederweimar haben ebenso wie viele Handwerksbetriebe das Licht für immer ausgeschaltet. Die Gastwirtschaften waren Treffpunkte für viele Bewohner. Da ging es nicht nur um das Trinken, sondern auch um das gegenseitige Vertrauen zu pfl-

gen. Kartenspielen stand groß an. Der Trend zu Änderungen ist auch in allen unseren Ortstei-

Haus- und Hofarbeiten

Ich wurde schon in jungen Jahren zur Arbeit angehalten. Sobald die Schule zu Ende war und die Schularbeiten erledigt waren, musste ich in der Landwirtschaft mithelfen. Für Freizeitgestaltung blieb für mich wenig Zeit. Für die Frauen standen in den Wintermonaten große Reinigungsarbeiten im Haus an, die in den Sommer- und Herbsttagen wegen der Erntezeit etwas „zu kurz“ gekommen waren. Auch viele Flickarbeiten mussten erledigt werden. Dazu gehörten vorrangig das Flickern der Arbeitsbekleidung und der Kartoffelsäcke, die Instandhaltung des Wagentuches und die „große Wäsche“ (Bettwäsche, Handtücher und andere

len zu beobachten gewesen.

Sachen), nahm man sich vor. Also, die Tage waren immer ausgelastet. Das tägliche Füttern der Tiere und auch das Melken der Kühe und das Ausmisten des Stalles nahmen eine gewisse Zeit in Anspruch. Vater ging derweil seinen anderen Tätigkeiten nach, wie zuvor erwähnt. In diesen Zeiten hielten viele Hauseigentümer ein Schwein oder auch Ziegen. Ja, man kann sagen, dass alle Hausbewohner im Dorf sich ein Schwein mästeten und auch eine oder mehrere Ziegen hielten. Hühner kamen natürlich auch dazu. Soweit wie möglich wurde das tägliche Essen aus eigenen Produkten selbst zubereitet.



Das Bild wurde im Jahr 1938 in Nesselbrunn aufgenommen. Das Schwein ist geschlachtet und hängt ausgenommen an der Schlachterleiter. Die Borsten des Tieres wurden vorher in dem „Sautrog“ mit heißem Wasser und der „Schelle“ entfernt. Nun begann die Zerlegung des Tieres.

Nach dem Aufstehen am frühen Morgen wurden zunächst die Tiere versorgt. Dazu gehörten die gesamten Stallarbeiten. Größere Höfe mit einem höheren Viehbestand beschäftigten einen Melker (Schweizer). Wenn alles in Stall und Hof erledigt war, nahm man die persönlichen Dinge vor: Sich der Stallkleider entledigen, sich waschen, Zähne putzen (wenn überhaupt), usw. Dann stand Frühstück (Kaffeetrinken) an. In großen Bauernhöfen war eine Anzahl von Mitarbeitern (Mägde und Knechte) beschäftigt. Zwischen Herrschaft und Personal bestand eine Trennung bei den Mahlzeiten. Das Personal hatte einen eigenen Tisch in der Küche oder auch einen eigenen Raum neben-

an. Das habe ich bei wenigen Bauernhöfen noch gekannt. Da hörte man Stimmen: „Die Herrschaft isst rote Wurst und das Personal muss sich mit der schwarzen Wurst abfinden“. Im Herbst wurden die Felder für die neue Aussaat der Ernte im kommenden Jahr vorbereitet. Die Bauern und ihre Gehilfen spannten schon früh am Morgen ihre Gespanne an, um Felder zu pflügen oder sonstige Arbeiten zu erledigen. Mit dem Glockenschlag um elf Uhr wurden die Gespanne für die Mittagspause angehalten. Ich habe einen Bauern gekannt, der beim Elfuhr läuten die Pferde anhielt, die Mütze abnahm und ein Dankgebet für die erfolgreiche Arbeit gesprochen hat.



Der Landwirt Adam Hettche aus Roth mit seinem Dreier-Kuhgespann beim „Tiefpflügen“. Eine Kuh trägt ein Stirnjoch, und die beiden anderen sind mit dem Kummel bespannt.



Ende der 1950er Jahre rief Bürgermeister Gerlach die Ziegenhalter mit ihren Tieren zum Appell auf. Er wollte sich überzeugen, ob der Nachwuchs von dem im Vorjahr angeschafften Ziegenbock gut eingeschlagen war. Wie man sieht, sind es prächtige und kampfbereite Tiere geworden.

Schlachtzeiten

Überall auf den Höfen begann im Herbst und im frühen Winter das große Schlachten in unseren Dörfern. Der Vorrat an Fleischwaren aus dem Vorjahr war aufgebraucht. Gefriertruhen kannte man nicht. Das Schlachten war ein Fest, hatte man doch lange auf frische Fleischwaren gewartet. Es gab wieder frische Wurst und frisches Fleisch, das war wichtig. Vor allen Dingen hatte man wieder Fett und Speck im Haus. Im Dorf befanden sich mehrere „Haus-schlachter“. Es waren meistens Bauern mit einer kleinen Landwirtschaft, die sich noch etwas dazu verdienten.

Auch Handwerker, die eben in der kalten Jahreszeit nicht genügend Aufträge bekamen, hatten sich das Schlachten beigebracht. Die Schweine mussten nach dem Schlachten nach Trichinen und sonstigen Krankheiten untersucht werden. Vater war, wie zuvor erwähnt, nebenberuflich Fleischbeschauer für vier umliegende Dörfer. Daher war er in den Monaten der Schlachtzeiten ständig unterwegs und hatte viel zu tun.

In den Spitzenzeiten des Schlachtens hatte er täglich etwa 20 bis 30 Schweine zu untersuchen. Das war in allen Dörfern unserer Ge-

meinde und auch in den Nachbardörfern ebenso.

Es waren nicht nur die Bauern, welche Tiere halten und schlachten konnten, sondern auch die sogenannten „geringen Leute“, also die, die keine Landwirtschaft betrieben und wo die Männer einer anderen Arbeit nachgingen. Auch sie fütterten sich ein oder zwei Schweine in einem Stall, der im Keller des Hauses oder in einem kleinen nebenstehenden Stallgebäude eingerichtet war. Bei diesem Personenkreis war das Schlachten etwas ganz Besonderes. Man hatte wieder frische Wurst und Speck im Haus. Das abendliche „Wurstsuppenessen“ glich bei vielen Menschen einem Fest. Die frische Wurst und das Wellfleisch waren beliebt, und so wurden Nachbarn und Verwandte zum abendlichen „Wurstsuppenessen“ eingeladen. Die Getränke trugen dazu bei, dass die Stimmung locker war. Zu der Mahlzeit wurden gedörnte Früchte aus dem Garten und dem Feld gereicht. Dörrobst nannte man die getrockneten Früchte, wie Zwetschen und Apfelstücke. Wer diese Früchte in der Reifezeit nicht erntete, konnte auch kein Dörrobst auf den Tisch legen. Kaufen konnte man Dörrobst nicht. Ein schöner Brauch wäre da zu erwähnen: Beim Schlachtfest wurden die Nachbarn zum Holen

der Quellbrühe (Wellbrühe) oder der Wurstbrühe, die beim Kochen des Fleisches und der Wurst in genügenden Mengen anfällt, eingela-

den. Diese nahmen die kräftige Brühe gerne ab. Ich kenne das noch gut. Man konnte daraus gute Suppen kochen.



Die Aufnahme ist um das Jahre 1900 entstanden und befindet sich bei den Unterlagen von Niederwalgern im Gemeindearchiv Weimar. Es handelte sich um die Schlachtung von zwei Schweinen auf dem Pfarrhof (nähere Angaben zu diesem Bild in der Ortschronik von Niederwalgern 2010).

Je nach Stand der Schlachterfamilie gab es Bräuche, dass in abendlicher Stunde die Burschen des Dorfes eine Schüssel reichten. Sie wollten auch etwas von dem „Wurstsuppenessen“ abhaben. Ich habe das selbst miterlebt: Sie klopfen ans Fenster, da wusste die Hausfrau schon, was sie zu tun hatte. Oft gab es nicht nur rote Wurst, sondern auch schwarze, also Leber-, Blutwurst, und fettes Fleisch. Das war den Burschen weniger angenehm, und sie machten abfällige Bemerkungen.

Noch etwas Interessantes will ich erwähnen: Eine allgemein bekannte ledige männliche

Person ging täglich durch den Ort und sah nach, ob und wo eine „Schlachterleiter“ im Hofe stand. Natürlich grüßte er die Familie freundlich und hielt sich dort oder in der Nähe auf. Die Schlachterfamilie wusste schon, was der freundliche Gast im Visier hatte: Er wollte zum Essen mit eingeladen werden, was auch in den meisten Fällen geschah. Manch einer Familie war die Einladung doch unangenehm, denn der Gast konnte immer gut zulangen und große Portionen verdrücken. Solche Besonderheiten bleiben in Erinnerung.

Winterarbeiten

Durch die zuvor genannten Tätigkeiten des Vaters gab es bei uns im Winter wenige Ruhezeiten. Trotzdem waren die Wintermonate, verglichen mit anderen Jahreszeiten, am geruhsamsten. Aber Arbeit gab es immer. Die Obstbäume mussten gepflegt, also geschnitten werden, Maschinen und andere Geräte, die im Sommer im Einsatz waren, brachte man auf Vordermann. Ställe wurden geweißt, und noch einiges könnte man aufzählen. Nebenbei war der Winterdienst, sprich Schneeräumen auf dem Hof und dem Bürgersteig, eine Pflichtaufgabe, wie heute noch. Als die Dreschmaschine in unserem Dorf noch nicht eingeführt war, wurden die im Sommer eingefahrenen und in der Scheune gelagerten Getreidegarben

gedroschen. Dieses geschah mit den Dreschflegeln. Die Garbengebinde wurden in der Tenne der Scheune ausgebreitet um mit dem „Dreschflegel“ die Körner aus den Ähren heraus klopfen zu können. Dazu standen mehrere Personen bereit, die im Rhythmus mit ihren Dreschflegeln auf die Garben einschlugen. Die gewonnenen und zusammengefügten Getreidekörner wurden mit der sogenannten Windmühle von der Streu befreit. Die Getreidekörner waren nun zur Mehlherstellung fertig. Diese Vorgänge habe ich nur noch miterlebt, wenn aus dem Stroh Strohseile gefertigt wurden. Diese Strohseile brauchte man im kommenden Jahr wieder für die Garben der neuen Ernte. Das umseitige Bild zeigt Dreschflegel und Windmühle.



Das Bild vom Dreschen mit dem Dreschflegel und der Windmühle zum Reinigen der Getreidekörner wurde bei einem ‚stehenden Festzug‘ in einem Nachbarort im Jahr 1995 aufgenommen. Die Aufnahme stammt aus der Sammlung von Karl Eitam, Niederwalgern.

Ich will weiter erzählen: Die Tage ‚zwischen den Jahren‘, also Weihnachten und Neujahr, bezeichnete man als ‚Laustage‘. In dieser Zeit wechselten oft Mägde und Knechte ihre Arbeitsstelle und gingen von einem Bauernhof zu einem anderen. Damit war oft ein großes Gaudi im Dorf verbunden. In den Gasthäusern spielte sich bei entsprechenden Getränken so einiges ab. Neuigkeiten wurden ausgetauscht, und manch einem wurden auch die ‚Säcke voll‘ gemacht‘, er wurde also angelogen. Besondere Ereignisse innerhalb des Jahres wurden aufgegriffen, die man nochmals Revue passieren ließ. Ein Beispiel: Ein hiesiger Landwirt hatte von seiner ‚Vogelsberger Kuh‘ (eine rote Rasse, die im Vogelsberg gehalten wurde) Zwillingenkälber bekommen. Es war ein Pärchen. Für das weibliche Kalb zeigte ein Landwirt aus dem Nachbarort Interesse. Es kam zum Kaufabschluss.

Mit einer großen Kiste auf einem Handwagen geladen kam der Käufer, um das Kalb abzuholen. Der Verkäufer, ein ‚Schlitzohr‘, steckte nicht das weibliche Kalb in die Kiste des Käufers, sondern das männliche Tier. Stolz zog der Erwerber mit seiner ‚Fracht‘ nach Hause ab. Dort angekommen, gab es ein großes Lachen. Der Käufer: ‚Was lacht ihr denn so dumm? Gefällt euch das muntere Kalb nicht?‘ Da riefen die Nachbarn: ‚Aber guck mal zwischen die Beine!‘. Da wurde dem neuen Besitzer klar, dass er das falsche Kalb bekommen hatte. Solche Streiche waren keine Seltenheit. Es war ein Vergnügen, den anderen einmal ‚reinzulegen‘. Bei seinem nochmaligen Kommen wurde ihm dann das richtige Kälbchen in seine Kiste eingeladen. Solche Geschehnisse (Streiche) wird es wohl in allen unseren Dörfern gegeben haben.



Was hat wohl der Junge mit der Schweinefamilie vor? Wollte er ihr etwas zu Fressen anbieten oder nur zuschauen?. Wie auch immer, das Foto entstand im Jahr 1958 in Nesselbrunn.

Beim fröhlichen Zusammensein im Gasthaus wurden auch Liebschaften geschlossen. Peinlich war die Situation, wenn sich nach neun Monaten herausstellte, was zwischen den Jahren auf dem Heuboden geschehen war. An Sitten und Gebräuchen hielt man fest. Telefon, Fernseher und sonstige Kommunikationsgeräte

gab es nicht. Die Menschen besuchten sich gegenseitig und tauschten Neuigkeiten aus.

Besondere Vorkommen wurden schnell verbreitet. Auch sonstige Gaunereien waren an der Tagesordnung. Ich habe eine Frau gekannt, die sofort bei Bekanntwerden einer Neuigkeit ins Dorf lief und diese verbreitete. Dabei war

es egal, ob das Essen auf dem Herd anbrannte oder das Feuer im Küchenherd ausging. Die Neuigkeit musste erst überall kundgetan werden.

Mein Vater erzählte mir von einem Vorgang, den er selbst miterlebt hatte: „Ein hiesiger Arbeiter war im Steinbruch beschäftigt. Er ging frühmorgens seiner Arbeit im Steinbruch am Weimarer Kopf nach. Unterwegs traf er den Bauern und Nachbarn, der mit seinem Gespann Futter für die Tiere holen wollte. Beide grüßten sich, denn sie kannten sich gut. Auf der Heimfahrt fiel dem schlitzohrigen Bauern ein Plan ein, der später für einigen Wirbel sorgte. Er ging zu der Ehefrau des Steinbrucharbeiters und erklärte ihr, dass er den Ehemann unterwegs zur Arbeit getroffen habe, und er ihr berichten solle, dass sie, also die Ehefrau, heute noch das Schwein schlachten soll. Er wolle abends frische Bratwurst haben, wenn er von der Arbeit zurückgekommen sei. Die Ehefrau ganz aufgeregt: „Es kann doch nicht wahr sein, warum sagt er mir das nicht, als er weggegangen ist? Was soll ich nun machen?“ Der Bauer: „Wenn du keinen Zirkus haben willst, dann geh zu deinem Hausmetzger und sag ihm das“. Die Ehefrau, noch un schlüssig, ließ sich aber dann auf den Rat des Bauern ein und begab sich zu ihrem Hausmetzger. Sie erzählte ihm die Geschichte, die der Nachbar und Bauer ihr berichtet hatte. Der Hausmetzger: „Wenn das so ist, ich habe heute Zeit, dann geh nach Hause und mache das Wasser im Kessel heiß. Ich komme in einer guten halben Stunde“.

Das Schwein wurde geschlachtet, und als am Abend der Ehemann von der Arbeit aus dem Steinbruch zurückkehrte, sah er die Bescherung. Der schlitzohrige Nachbar und Bauer, der das alles angerichtet hatte, stand hinter seinem Zaun und verfolgte den ganzen Vorgang mit Begeisterung. Es folgte ein lautes Schimpfen des Ehemannes, der schrie: „Die Sau sollte doch noch einliegen“. (Das Schwein sollte noch etwas länger gehalten werden und mehr Gewicht bekommen.) Die Ehefrau wur-

de gerügt und der Bauer und Nachbar ebenso. Allmählich beruhigte sich der Ehemann, denn er hatte jetzt frische Bratwurst zu essen, die es so lange nicht gegeben hatte. Am nächsten Tag hatte der Nachbar und Bauer als Anstifter der Geschichte üble Worte über sich ergehen lassen müssen. Aber es dauerte nur wenige Tage, und das Geschehen war vergessen, denn beide brauchten sich gegenseitig. Der eine half dem anderen. Solche oder ähnliche Geschehnisse kamen immer mal wieder im Dorf vor.

Wenn der Winter seinem Ende entgegen ging, die Sonne die ersten Frühlingsstrahlen sandte, und die Tage länger wurden, begannen die Feldarbeiten. Die Wiesen wurden von Unrat geräumt und die Maulwurfshaufen durch Schleifen mit der umgedrehten Egge glatt gemacht. Stallmist und Jauche aus der Winterzeit wurden auf den Feldern ausgebreitet. („Sutter- oder Mistfahren“ sagte man dazu).

Die Äcker wurden für die Aussaat von Hafer oder Sommergerste sowie für die Pflanzkartoffeln und das Rübenfeld vorbereitet. Das geschah bei uns alles mit unseren Kühen, die auch als Zugtiere dienten. Dementsprechend waren die Milchleistungen geringer. Natürlich betraf es auch mich, wieder mitzuhelfen. In der zeitlichen Abfolge stand zuerst das Säen der Halmfrucht, dann wurden die Kartoffeln gepflanzt, und schließlich erfolgte die Aussaat der Rüben für das Vieh. Alles hing natürlich vom Wetter ab. Für diese Frühjahrsarbeiten wurden die Äcker bereits im Herbst des Vorjahres umgepflügt. Man sagte: „Der Frost ist der beste Ackermann, er macht die Äcker mürbe und gar“.

Mai und Juni waren die Monate für das „Lohschälén“. Wir selbst besaßen keine Lohschläge. Es handelt sich um schwache, nachwachsende Stock-Eichen, die im Stand des aufsteigenden Saftes in den Frühjahrs-Monaten geschält wurden. Die Rinde ließ man trocknen und verkaufte sie an die Lohmühle zur Verarbeitung. Die daraus gewonnene Gerbsäure diente der Lederherstellung. Heute werden dazu chemische Mittel eingesetzt..



Die letzten Lohschäler in Niederweimar im Jahr 1954. Heinrich Rösser, Johann Heuser, Christian Fleck und Gotthard Fleck gönnen sich eine kleine Pause.

In den Monaten Mai/Juni wurde auch das Gras auf den Wiesen für das Heu gemäht. Also Futter für das Rindvieh. Gemäht wurde das Gras zu meiner Zeit mit der Mähmaschine, die von dem Kuhgespann gezogen wurde. Mehrmals musste das Gras gewendet werden, bis es gedörft und zu Heu geworden war. Da wurden alle, die verfügbar waren, zum Wenden mit dem Rechen eingesetzt. Da gab es keine Zeit für sonstige Erledigungen. Das getrocknete Gras, also Heu, musste auf dem schnellsten Weg ins Trockene gebracht werden.

Mit einer langstieligen Gabel beförderte man die in Reihen gerechten Heuschwaden auf den Leiterwagen. Dort stand jemand, der das Heu entgegen nahm und sorgfältig stapelte. Sobald alles aufgeladen und die Wiese sauber gereicht war, wurde der „Wiesbaum“ (ein langer dünner Baumstamm) oben aufgelegt und festgeschnürt. Der Wiesbaum hielt das gestapelte Heu auf dem Wagen zusammen. Ein Auseinanderbrechen des Heuwagens auf den holprigen Straßen bei der Heimfahrt musste verhindert werden.



Die Aufnahme entstand im Jahr 1939 auf unserer Wiese in Niederweimar und zeigt unser Kuhgespann mit Vater und Mutter sowie Großvater Johannes Heuser und Else Heuser.

In der Scheune angekommen, begann das Abladen. Auch hier waren wieder viele Hände nötig, um das Heu in der Scheune unterzubringen. Die unangenehmste Arbeit beim Heuabladen war dem Jüngsten, also mir, auferlegt. Es war eine schweißtreibende Tätigkeit, unter dem Dach und bei großer Hitze das Heu fest zu stampfen. Hitze und Staub setzten mir mächtig zu. Aber die Arbeit musste getan werden. Hausarbeiten mussten zurückstehen und das Mittag- oder Abendessen wurde auf das Nötigste beschränkt, d.h. es kamen nur einfache Gerichte in diesen Tagen auf den Tisch. Vor meiner Zeit wurde das Mähen der Wiesen mit der Sense durchgeführt. Meine Eltern haben mir erzählt, dass sie um 3 oder 4 Uhr in der Frühe mit mehreren Mähern und ihren Sensen aufgebrochen wären. Stellen wir uns einmal vor, so früh aufzustehen, bis zur entfernt liegender Wiese zu gehen und dort das Gras zu schneiden, wieder zurück kommen, das Vieh füttern und zu melken und jetzt erst an sich selbst zu denken. Bis zum Frühstück waren einige Stunden vergangen.

Inzwischen waren Kartoffeln und Rüben aufgegangen und mussten von Unkraut frei ge-

halten, also gehackt werden. Wieder waren alle im Haus um Mithilfe gefragt.

Daneben waren auch die Gärten in Ordnung zu halten. Auch hier ging es um die Aussaat von Spinat, Radieschen, Kraut jeglicher Art und vieles mehr. Erdbeeren, Himbeeren, Gurken waren aufzuhacken und vom Unkraut zu befreien. Die Grundnahrungsmittel wurden eben selbst erzeugt. Dieses betraf auch die sogenannten „kleinen Leute“, die keine Landwirtschaft betrieben, jedoch alle Gärten besaßen.

Eine große Plage waren die Kartoffelkäfer, die massenhaft nach dem zweiten Weltkrieg auftraten. Ich erinnere mich: Ganze Schulklassen wurden abkommandiert, um die Käfer von den Sträuchern aufzusammeln. Die Kartoffelsträucher waren also kahl, und die Ernte war größtenteils dahin. In jenen Jahren nach dem Krieg hatte die Ernährung für die Bevölkerung einen hohen Stellenwert. Alles musste zurückstehen, wenn es darum ging, die Ernährung zu sichern. Ich gehörte auch zu den Schülern zum Einsammeln der Käfer. Die Sträucher waren voll roter Larven, die das Blattgrün abgefressen hatten.



Viele Hände waren nötig, um das große Rübenfeld des Landwirts Johann Heuser (Ennersch,) heute Hübener, in Niederweimar von Unkraut frei zu hacken. Das Bild entstand im Jahr 1950. Heute erledigt eine Person mit der Spritze diese Arbeiten in 10 Minuten.

Wiederholt musste die Hackfrucht, also die Rüben und die Kartoffeln bearbeitet werden, um, wo nötig, das Unkraut mit der Hacke zu entfernen. Täglich war das Futter, Klee oder Gras, für die Tiere zu mähen und heim zu fahren. Inzwischen waren schon Gartenfrüchte zu ernten. Hierfür waren vorrangig die Frauen zuständig. Das Getreide reifte und die erste Frucht, die Gerste, konnte gemäht werden. Es folgten je nach Witterung Roggen, Weizen und Hafer. Auch hier waren wieder viele Kräfte gefragt. Das Getreide, gleich welcher Art, wurde mit der Mähmaschine, gezogen von zwei Kühen, gemäht und in Reihen abgelegt. Meistens waren es Frauen, die das Gemähte mit der Sichel aufhoben und zu Bündeln ablegten. Mit den im letzten Winter angefertigten Strohseilen wurden Bündel zu Garben gebunden. Wenn dieses alles erledigt war, wurden die Bündel (Garben) zu Haufen aufgestellt, um zu trocknen.

Die abgeernteten Felder wurden leicht „geschält“ oder gegrubbert, und so wieder für die Ernte im nächsten Jahr vorbereitet. Einige der Bauern, auch wir, bauten auf den abgeernteten Feldern eine Zwischenfrucht an, wie Raps, Senf oder Steckrüben als Futter für die Tiere

im Herbst. Im Herbst reiften Kartoffeln und Rüben. Die in Reihen stehenden Kartoffeln wurden mit dem Pflug oder dem Kartoffelroder ausgepflügt. Wieder wurden viele Menschen zum Auflösen gebraucht. Dabei halfen Nachbarn und Bekannte unserer Familie. Als Vergütung wurden Naturalien, sprich Kartoffeln, geliefert. Die geernteten Kartoffeln wurden für den Transport in Säcke geschüttet, und in Reihen zusammengestellt. Man war stolz, wenn man den Wagen, hochgeladen mit Kartoffelsäcken, nach Hause brachte. Die Nachbarn sollten staunen, wie reichlich die Ernte ausgefallen war. Für den eigenen Verbrauch wurden die Kartoffeln eingekellert. Ein Teil konnte an Kundschaft verkauft werden, und den Rest verfütterte man an das Vieh, also Schweine. Ein großer Teil wurde mit der Kartoffeldämpfmaschine gekocht und einsiliert. Diese Dämpfkartoffeln dienen der Schweinemast und die Rüben dem Rindvieh. Die Rüben mussten mit den Händen „ausgerupft“ und in Reihen zusammengelegt werden. Das Rübenkraut wurde abgehackt und größtenteils an die Kühe verfüttert. Der Rest blieb als Düngung liegen. Von Hand wurden die Rüben auf den Wagen geladen. Dabei musste darauf ge-

achtet werden, dass die anhaftende Erde möglichst entfernt wurde. Im Rübenkeller wurden sie winterfest eingelagert, oder man grub eine Miete im Feld und deckte sie frostsicher mit

Stroh und Erde ab. Heute werden in unseren Dörfern nur noch wenige Kartoffeln und Rüben angebaut.



Zu Haufen, Hausten oder auch Hauster genannt, wurden die Getreidebündel / Garben zum Trocknen in Reihen aufgestellt. Je nach Witterung standen sie einige Tage, bevor sie in die Scheune eingefahren werden konnten. Die Aufnahme entstand in Niederwalgern um 1950.



Das Aufladen der Garben auf den Wagen war mit Neugierde verbunden. Mäuse hatten sich oft unter den Haufen/Hausten eingenistet und sprangen eiligst weg, wenn die Garben angehoben wurden. Selten gelang es, eine Maus zu fangen. Das Bild wurde im Jahr 1949 in Roth aufgenommen.



Kartoffelernte auf dem Feld von Otto Weimar in Roth im Jahr 1990. Viele Helfer wurden zum Auflesen benötigt. Die Ernte ist sichtbar gut ausgefallen. An der Reihe der aufgestellten Kartoffelsäcke wird das sichtbar. Das Auflesen der Kartoffeln ist anstrengend. Männer drückten sich gerne davor und machten etwas anderes, z.B. die Säcke zubinden. Mir ginge es wenigstens so.

Waren die Felder abgeerntet, wurden sie für die Ernte im kommenden Jahr gepflügt und saarfertig gemacht, d.h., sie wurden mit der Walze und Egge bearbeitet, bis ein lockeres „Saatbeet“ entstanden war. Für die Kühe als Zugtiere eine belastende kräftezehrende Arbeit, wodurch auch die Milchmenge geschmälert wurde. Mit der Sämaschine brachte man

das Saatgut in die Erde. Vor meiner Zeit, als die Sämaschinen noch unbekannt waren, hat man das Saatgut mittels Sätuch und mit gekonnter Hand auf dem Feld ausgebreitet. Als Dünger diente Stallmist und Jauche, auch Sutter genannt. Zunehmend kam „Kunstdünger“ auf, wodurch die Ernteerträge gesteigert werden konnten.



Mit zwei Gespannen wurde der Acker zur Aussaat bearbeitet. Das eine Gespann pflügt und der Einspanner bereitet den Acker mit der Egge für das Saatbett vor. Ist der Acker zum Säen fertig gestellt, beginnt der Bauer (links) mit seinem „Sätuch“, das Saatgut gleichmäßig zu verstreuen. Das Bild entstand im Jahr 1935 in Nesselbrunn.